

Wilhelm von Beaujeu.

St. André.

Geschichtlicher Roman

von

Gottharдt A. Luther,

Verfasser des Kaiserglück und der Erzählungen aus dem jetzigen Volksleben.

Dritter Band.

Leipzig:

Verlag von Hermann Schultze.

1858.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Erstes Capitel.

Im Thurme des Großmeisters zu Akkon saßen in einem kleinen traulichen Gemache Wilhelm von Beaujeu, Veit Walter, Jacob von Molay und einige Ritter, der inneren Congregation angehörend, beim Becher. Doch schien weniger Lust zu herrschen, als vielmehr Rath über eine wichtige Angelegenheit gepflogen zu werden.

Beaujeu und Veit Walter mußten in ihren Ansichten nicht ganz einig sein, wenigstens sprach der Großmeister im Tone der Ueberführung zu dem Comthur von Akkon:

„Jeder Großm.ister von Bernhard von Tremelay an gewann dem Ordensschatze bedeutende Güter oder Summen, ihrer Umsicht, Thätigkeit und Speculation ist das Wachsthum des Vermögens viel mehr zu zuschreiben, als dem frommen Eifer der Christen, welche jetzt unverschämter Weise sogar noch von uns heischen.

Unter unseren letzten Häuptern verlor der Orden an Raum und Boden im heiligen Lande, jedoch bekamen sie jeden Fuß breit Erde, welchen sie im Morgenlande einbüßten, im Abendlande mit Goldstücken bedeckt wieder.

Thomas Berard hatte das meiste Unglück in Bezug auf die Angelegenheiten des heiligen Landes zu erdulden, er war

es aber auch, welcher das Finanzwesen des Ordens förderte, wie keiner.

Ich, so lange ich dem Orden vorstehe, habe schon manche Scholle jerusalemitanischer Erde eingebüßt und sehe voraus, daß uns der Boden hier noch unter den Füßen entzogen wird. Und was ersetzte ich dem Orden für mein Unglück? Ich mußte schon große Summen verausgaben! Und was kann ich ihm in der Zukunft bieten? Geld muß ich der Ordenskasse entnehmen, Geld, immer Geld!

Geht aber ein braver Großmeister derartig mit dem ihm Anvertrauten um?

Schämen muß ich mich bis in mein innerstes Herz, gehe ich an dem Bildniß eines meiner großen Vorgänger vorbei, ich vermag mein Antlitz nicht zu erheben vor den zürnenden Blicken Bertrands von Blancfort, Odos von St. Amand, Gerhards von Ridefort und Thomas von Montaigu.

Mit strafenden Augen blicken sie mich an und rufen: Wilhelm von Beaujeu, du Leichtsinniger, sparten, scharrten und kargten wir mit dem Vermögen des Ordens, damit du unseliger Verschwender es mit vollen Händen in alle Winde ausstreust?

Meine Brüder, die Bilder der Großmeister sollen in Zukunft keine Gegenstände qualvoller Erinnerungen und drohender Aufforderungen sein!

Meine Brüder! Mein Entschluß ist gefaßt, ich will dem Orden meine Morgengabe als Großmeister bringen, so reich wie sie wohl selten einer meiner Vorgänger leistete, doch Eure Hülfe ist unbedingt dazu nothwendig.

Ritter, das Gesammtvermögen der St. Andrés muß wohl oder wehe in aller Kürze in unseren Orden fließen."

„Warum," fragte Veit Walter, seinen Unwillen nicht

mehr verbergen könnend, „warum wollt Ihr solch eine Frevelthat an dem braven jungen Mann begehen, welcher dem Orden mit Leib und Seele ergeben ist und bis jetzt die schönsten Heldenthaten in unserem Dienste vollbrachte? Beaujeu, ich bitte Dich, ich flehe Dich an, suche Dir ein anderes Opfer aus, damit das Unrechtmäßige unserer Handlungsweise nur nicht noch mit Undankbarkeit gepaart wird."

„Veit Walter, schweige und rede nicht in Angelegenheiten, wovon Du wenig oder nichts verstehst. Seitdem Du Comthur von Akkon geworden, kennt man Dich nicht mehr, die Saiten Deiner Harfe sind in grellem Tone gesprungen, Deine mächtige Stimme tönt nicht mehr, Deine rauhe Faust ergreift keinen Humpen mehr in fröhlicher Zechgesellschaft. Wohl thut mir der junge Mann, der meine ganze Achtung besitzt, leid; doch ich kann nicht anders, das Interesse des Ordens kennet keine Schonung, darf keine kennen."

„Du fragst mich," klagte Walter leise, „warum meine Laute nicht mehr klingt, mein Mund verstummt, Wilhelm? Blicke mich, blicke Dich an, Freund, dann wird sich die Antwort von selbst geben, unsere frohen Gemüther sind entschwunden, fort, fort, unwiderruflich entschwunden. In Deiner Brust ist der Ehrgeiz mit seinen kalten Trabanten eingekehrt und ich kann nimmer fröhlich werden von einem gewissen Tage an. Wilhelm," flüsterte er dem Großmeister in das Ohr, „Wilhelm, wo ist Dein Weib, welches Du schnöde verriethest, Wilhelm, Wilhelm, sage, wo ist die liebevolle Helene? Du hast ihr Herz vergiftet, ihr Herz, das nur Liebe athmete und in Ehre und Rechtlichkeit lebte. Wie eine geknickte Lilie neigt sie ihr Haupt der kalten Erde zu und wenn der Wurm des Schmerzes ihr Herz gefressen, dann wird er auch das Deinige zernagen."

Beaujeu neigte das stolze Haupt auf die Brust und senkte sein von Thränen umflortes Auge. Im innersten Winkel seines Herzens glühte immer noch ein Fünkchen Liebe für das herrliche Weib, welches er seinem Ehrgeize in solch einer erbärmlichen Weise geopfert.

Molay unterbrach im leichtfertigen Tone das Schweigen, welches auf der ganzen Gesellschaft lastete.

„Der erhabene Großmeister hat Recht, St. Andrés Vermögen muß dem Orden zufallen. Wir könnten eigentlich dem Comthur die gegründetsten Vorwürfe machen. Comthur von Akkon, Ihr saget der Orden ginge St. André über Alles in der Welt? Warum zieht er bei der Vertheilung seiner Güter seinen Vetter Bryan uns vor? Was gebt Ihr mir hierauf für eine Antwort?"

„Daß ich nie einen edlen Mann hinter seinem Rücken verdächtigen würde, besonders wenn er mir mein Leben gerettet."

Molay schlug vor dem entrüsteten Blicke Veit Walters den seinigen nieder.

„Keine Persönlichkeiten, keine Persönlichkeiten," rief Aegidius von Isle-Bouchard.

„Wenn St. André so ein edler uneigennütziger Mann ist, wie Ihr behauptet," bemerkte der scheinheilige Johann von Gaudin, „so kann er sich nur ja freuen, wenn sein Gesammteigenthum zu Gunsten einer Verbrüderung verwandt wird, der er schon Hand und Herz gewidmet."

„Recht oder Unrecht, das bleibt sich ganz gleich," sprach Beaujeu, seine finsteren Erinnerungen von sich abschüttelnd, „St. André muß dem Orden dies Opfer bringen, brachte ich ihm doch ein ungleich größeres."

„Du irrst Dich," antwortete Walter ernst. „Dein Opfer

galt Deinem Ehrgeize, nicht dem Orden. Doch machet, was Ihr wollet, ich habe hinführo mit keiner unrechtmäßigen Handlung etwas zu schaffen, ich thue, was meines Amtes ist und werde nur bisweilen einer lieben Person ein Trauerlied nachsingen. Ich gehe jetzt."

Seinen Mantel um sich werfend entfernte er sich unmuthig.

„Gott sei gedankt, daß dieser dickköpfige Deutsche seinen plumpen Leib wo anders hingetragen," fing Aegidius von Isle-Bouchard an. „Dieser Mensch mit seinem gutmüthig dummen Gesichte, seinen lächerlichen Ansichten und seiner unverschämten Grobheit, was man sein biederes Wesen zu nennen beliebt, ist mir schon seit dem ersten Augenblick verhaßt, wo ich ihn sah."

„Ich kann gar nicht begreifen, wie ein Mann von den Ansichten und Gesinnungen, wie unser erhabener Großmeister, auf solch einem vertrauten Standpunkt mit dem Urbären stehen kann!"

„Lästert den braven Veit Walter nicht, meine Brüder," nahm sich Beaujeu des Abwesenden an. „Sein Herz ist treu und rein, wie lauteres Gold und seit langen Jahren ist er mein Freund und Begleiter. Wo ich mich nicht auf mich selbst verlassen konnte, da baute ich auf ihn und noch niemals hatte ich Ursache, mein Vertrauen zu bereuen und zurück zu ziehen. Wohl mag sein rauhes Wesen Vielen nicht gefallen, es ist aber auch bekannt, daß eine herbe Schaale stets den besten Kern birgt. Veit Walter ist von jeher mein Freund gewesen und ich rechnete es mir stets zur Ehre an einen derartigen zu besitzen; er soll es auch bleiben, so lange ich ihn an mich binden kann!

Doch zur Sache. Um das Vermögen der St. Andrés

in unsere Hände zu spielen, muß es vorerst vollständig im Besitze unseres Comthurs sein."

„Das ist eine Sache, welche sich von selbst versteht," bemerkte der Comthur Jacob von Molay. „Gaston beerbt seine Verwandten, der Orden ihn wieder, ich kann mir gar nichts Klareres denken, als eben einen solchen Fall. Die Familienglieder Bryans von St. André werden zur Entsagung gezwungen oder verschwinden auf die eine oder die andere Weise. Der Orden, als Vormund und Vertreter der Rechte des Comthurs Gaston, tritt gegen den Fiscus in die Schranken, arbeitet das Vermögen heraus, um es nie wieder aus seinen Händen zu lassen. Ich bin überzeugt, sind wir einmal so weit, so ist Gaston der erste, welcher unser Verfahren gut heißt, ich müßte mich außerdem sehr täuschen, in welch letzterem Falle die Anwendung von Gewaltmaßregeln nicht zu verachten wäre."

„Erhabener Großmeister," nahm Johann von Gaudin das Wort, „ich übernehme es, die besprochene Sache in Eurem Sinne und zu Eurer vollkommensten Zufriedenheit auszuführen und bitte mir Eure Einwilligung, sowie die Gutheißung meiner Mittel und Maßregeln aus."

„Saget, wie wollt Ihr das Werk beginnen?"

„Entschuldiget meine Kühnheit, erhabener Herr und Gebieter, der Plan muß jedoch vorläufig, soll er reüssiren, mein Geheimniß bleiben, auch bin ich mit mir selbst noch nicht recht darüber im Klaren. Seid jedoch versichert, daß mir, falls ich mich zu einem Werke verbindlich mache, dasselbe auch gelingt."

„Es sei, ich sehe nicht ein, warum ich Euch eine Arbeit entziehen soll, die am Ende ein Anderer von sich weisen oder schlecht ausführen würde," sprach Beaujeu und klopfte

dem scheinheiligen, aber nichts weniger als in derartigen Angelegenheiten unbrauchbaren Manne leicht auf die Schulter.

„Mein Herr und Gebieter, ich verspreche Euch binnen Jahr und Tag das Vermögen der St. Andrés soweit in die Hände zu spielen, daß es in den alleinigen Besitz Gastons übergeht. Dafür bedinge ich mir jedoch aus, daß Ihr mir eine Bitte gewährt und sie jetzt schon bestimmt zusagt."

„Sprechet."

„Vorerst saget, willigt Ihr ein?"

„Ich muß Eure Bitte doch erst vernehmen."

„Nein, mein erhabener Meister, ich spreche sie nicht eher aus, als bis Ihr mir die Erfüllung zugesagt, das heißt in dem Falle, wo ich den Verpflichtungen genügte, welche ich jetzt auf mich nahm."

„Gott, wie seid Ihr langweilig, Gaudin; ich sage Euch Eure Bitte zu, nun verlangt was Ihr wollt und wann Ihr wollt, mir ist ja Alles gleichgültig, wenn ich es nur zu erfüllen vermag."

„So vernehmet denn, mein Herr und Gebieter, und leget meine Kühnheit nicht ungünstig aus; wenn ich Eurem Wunsche in Betreff der St. André'schen Angelegenheit vollständig Genüge geleistet, so verzeihet dem Comthur Odo von Chavannes, er hat sein Unrecht gegen Euch eingesehen und bereut es bitter. Sein einziges Bestreben in der Zukunft wird sein, Eure Achtung und Freundschaft wieder zu erringen." Der Heuchler entblödete sich nicht, diese Lüge mit frecher Stirne vorzubringen, wenn schon er von dem Gegentheile der Gesinnung Chavannes vollständig überzeugt war.

„Mit solchen Anliegen behelligt mich nie wieder, wenn Ihr mich nicht erzürnen wollt," antwortete Beaujeu mit finsterem Gesichte. „Chavannes hat an mir, seinem langjähri-

gen, erprobten Freunde zu schlecht gehandelt, um je von mir verziehen zu bekommen, er ist ein falscher, gewissenloser Mensch, zu dem ich niemals das mindeste Vertrauen wieder fassen kann."

„Entschuldiget meine Vermessenheit nochmals, Herr und Großmeister," hub Gaudin wieder an. „Ihr sagtet mir die Gewährung meiner Bitte zu, als Mann von Wort müßt Ihr sie halten."

„Ja wohl," riefen die übrigen Ritter durch einander, „rufet Chavannes wieder hierher, der heitere Gesellschafter fehlt uns überall, sein vom Ehrgeize verblendeter Sinn wird sich jedenfalls auch schon geändert haben."

„Nur unter dieser Bedingung kann ich meiner Sendung genügen," rief Johann von Gaudin.

„So sei es, er mag hierher kommen," antwortete Beaujeu, „seinethalben will ich den Orden nicht beeinträchtigen. Doch Freund wird er mir niemals wieder werden."

„Das wird sich Alles schon noch finden," sprach Molay lächelnd.

Ein drohender Blick des Großmeisters machte ihn erbeben.

„Wann werdet Ihr abreisen, Johann von Gaudin?" fragte letzterer.

„Mit der ersten Schiffsgelegenheit, ein Capellan muß mich begleiten."

„Da Ihr uns Eure Pläne zur Zeit noch nicht mittheilen könnt, so dürfen wir uns trennen," sprach Beaujeu sich erhebend.

Und so geschah es auch, die Ritter gingen.

Zu irgend einem Zwecke, sei es nun zur Aufsuchung galanter Abenteuer, wovon er noch immer ein großer

Freund, oder um vielleicht einen Geschäftsgang zu machen oder spazieren zu gehen, verließ Jacob von Molay das große Templerhaus.

Er hatte noch wenige Schritte gethan, als ihm Gaston von St. André mit seinem Stallmeister Heinz Vieppach begegnete.

Von Seiten Molays freute man sich durchaus nicht ob dieses Zusammentreffens, was man aus seiner verlegenen Miene sehr gut abnehmen konnte. Eben wollte er mit einem freundlichen Gruße vorüber gehen, als St. André ihn anredete.

„Nun, Jacob, es scheint Du kennst mich gar nicht mehr?"

„Du irrst Dich, lieber Freund, nur ein Auftrag in Ordensangelegenheit zwingt mich, ein schon lange von mir gewünschtes Zusammentreffen mit Dir auf heute Abend zu verschieben. Schon seit geraumer Zeit empfinde ich Deine Zurückhaltung um so schmerzlicher, als sie unverdient und plötzlich kam, ich denke jedoch, sie soll einer um so innigeren Zuneigung Platz machen. Jetzt aber lebe wohl, die Pflicht ruft, auf Wiedersehen."

Mit einer leichten Verbeugung und einem Gruße mit der Hand entfernte sich der Schlaue, um sich auf eine Reihe von Wochen vor dem ehemaligen Freunde nicht sehen zu lassen.

Gaston wußte jedoch, was er von den gleisnerischen, freundlichen Worten Molays zu halten hatte. Zu eng mit der verdorbenen Parthei im Orden verbunden, konnte er unmöglich von dem ohnehin sehr geringen rechtlichen Gefühl in seiner Brust viel behalten haben.

Kaum in seinem Zimmer angekommen, öffnete sich die Thüre, es erschien Veit Walter, der Comthur von Akkon.

Der Anblick der treuen Seele that dem tief betrübten Comthur wohl, sie drückten sich die Hände und Walter sprach: „Ihr kommt von der Reise, St. André?“

„Ihr sehet recht, soeben langte ich wieder in Akkon an.“

„Wo waret Ihr? erlaubt mir die Frage.“

„Dort, wo ich mein ganzes Glück verließ,“ versetzte er mit gepreßter Stimme.

„Ich verstehe, Ihr kommet von Tyrus.“

„Ja wohl, mein lieber Freund.“

„Was führte Euch dahin? Ich sollte denken, das Wiedersehen Eurer Geliebten nach jener Entsagung müßte zu schmerzlich sein, um es freiwillig aufzusuchen.“

„Ich besuchte die Jungfrau nur auf Veranlassung ihres königlichen Vaters. Man bot mir abermals Gelegenheit zu einer Vermählung mit ihr, ich schlug jedoch ihre Hand, wenn auch mit blutendem Herzen, wiederum aus.“

Nun erzählte er dem Deutschen seine Erlebnisse in Tyrus, seinen gefaßten Entschluß und die Motive, welche ihn zu letzterem bewogen.

Gerührt hörte Walter dem Unglücklichen zu, erfaßte zuletzt seine beiden Hände, drückte sie gegen die Brust und sprach im bewegten Tone:

„Freund Gaston, das Geschick weiß Euch auf eine sehr empfindliche, schmerzhafte Weise zu treffen, aber nur nicht verzagt, der Mann muß ihm stets eine eherne Stirne bieten und darf niemals zagen. Findet es Euch stets gerüstet und kampfbereit, so wird es bald ermüden. Noch eines will ich Euch aber jetzt als guter Freund rathen. Die Angelegenheit mit dem König von Cypern, ob welcher Ihr und etliche Eurer Genossen auf einige Zeit des gebührenden Gehorsams vergaßet, ist abgemacht, wendet Euch bei Zeiten wieder Eurer

Pflicht zu, ehe der Großmeister Euch vor ein Untersuchungscapitel ladet und bestraft. Eurer Ehre habt Ihr Genüge geleistet, was Ihr mehr thut, ist strafbar."

„Ihr habet Recht, Walter, ich werde mich dem Ordensdienst, dem ich ja schon mein ganzes Lebensglück geopfert, nicht länger entziehen, doch kann ich das unbegrenzte Vertrauen von vordem zu Beaujeu nie wieder gewinnen."

„So will ich Euch als von der Reise zurückgekehrt beim Meister melden, St. André," sprach Walter sich zum Gehen anschickend. An der Thüre angekommen, wandte er sich nochmals um, trat dicht vor den jungen Mann und sprach mit bedächtigen Worten und bedeutsamen Blicken:

„Gaston, Ihr habt einen Vetter in der Provence. Wenn sich Euch eine Gelegenheit bietet, theilt ihm mit, er möge auf seiner Hut sein und nur seinen bewährtesten Freunden trauen. Vergeßt es aber ja nicht, die Nachricht wird ihm von wesentlichem Nutzen sein."

„Veit Walter, was bedeutet diese Warnung, welche Gefahr droht meinem Vetter?"

„Welches Unheil über ihm schwebt, weiß ich selbst nicht, Freund, daß ihn jedoch ein gefahrbringendes Ereigniß erwartet, ist gewiß. Darum warnet bei Zeiten, damit er allen Uebeln vorzubeugen im Stande ist. Meine Worte sind aufrichtig und gut, vergesset sie nicht. Gehabt Euch wohl, Comthur."

„Gehabt Euch wohl, Comthur, meinen verbindlichsten Dank für Eure gut gemeinte Nachricht."

Der Comthur von Akkon ging, Gaston war wieder allein.

Durch die Ueberzeugung, nur seiner strengsten Pflicht nachgekommen zu sein, ruhig geworden, fand Gaston in den Warnungsworten des eben Geschiedenen neuen Stoff zum Nachdenken, zur Unruhe.

Was konnte wohl Walter mit der seinem Vetter Bryan drohenden Gefahr gemeint haben? Sollte wohl der Orden sich einen Gewaltstreich gegen ihn erlauben? Dies war nicht gut denkbar, denn was hatte dieser für Vortheil davon? Gaston selbst hatte ihm sein Vermögen noch nicht abgetreten und nahm an, die Verbrüderung würde sich hüten, durch einen unüberlegten Streich nicht nur Bryans Eigenthum nicht zu erlangen, sondern sich auch noch das seinige, Gastons, zu entziehen.

Von dieser Seite drohte ihm also keine Gefahr, der biedere Comthur von Akkon würde ihm alsdann gewiß auch ein Mehreres mitgetheilt haben.

Was konnte er aber dann gemeint haben?

Jedenfalls hatte Veit Walter oder einer seiner Leute eine Drohung gegen Bryan fallen hören und der gutmüthige Deutsche beeilte sich, ihm die Nachricht von der seinem Verwandten drohenden Gefahr zu überbringen.

Gaston lächelte über diese Vorsicht, seine Zuneigung zu dem treuherzigen Manne wuchs immer mehr.

Wenn ein Mann sie verdiente, so war es aber auch Veit Walter. In seinen jungen Jahren ein tapferer, zuverlässiger Knappe von großem Verdienste, war er aber auch ein überaus leichtsinniger, dem Genusse des Augenblicks ergebener Mann gewesen. Dieser Umstand, sowie das böse Beispiel aller seiner hohen Vorgesetzten hatte ihn auch nur vermocht, in den inneren Orden zu treten. Ohne etwas Schlimmeres in dem Schritte zu erblicken, als eine strenge Prüfung, hatte er den Schritt gethan, sein Herz war jedoch noch nicht verschlechtert. Wenn er auch früher beim rauhen Waffenhandwerke nie viel auf Gott gehalten, so war er doch keineswegs ein gottloser Mensch, wie die übrigen Mitglieder der inneren

Congregation, im Gegentheil eine freundliche, gutmüthige Seele.

Seitdem er als Comthur von Akkon und Freund des Großmeisters einige tiefe Blicke in das Ordensgetriebe gethan, waren ihm die Augen aufgegangen, sein Leichtsinn, seine fröhliche Heiterkeit, seine Lust zu Gesang und Scherz hatte sich in tiefen Ernst und gewissenhafte Beobachtung seiner Pflicht verkehrt, der Verrath Beaujeus an seiner edlen Gemahlin ihn mit Zorn und Abscheu erfüllt.

Am Abende desselben Tages finden wir ihn und Heinz Vieppach, die beiden Deutschen, in seinem Zimmerchen in der Templerburg. Es ist nicht groß, alle Wände hängen voll ausgezeichneter Waffenstücke, in jeder Ecke steht eine vollständige Rüstung, sogar der Helm mit herabgeschlagenem Visier fehlt nicht.

An einem an der Wand neben dem Fenster stehenden, großen Tische von Eichenholz, wie denn in diesem Zimmer überhaupt jeglicher Luxus mangelt, sitzen die beiden Deutschen einander gegenüber, das Haupt gedankenschwer auf die Faust gestützt. Vor ihnen befinden sich zwei mächtige Humpen von Stein, eine große Kanne mit Sauterne gefüllt ist dazu bestimmt, dieselben stets wieder von Neuem zu füllen. Wie früher trinkt der Comthur noch gern, ja man kann sagen, er trinkt jetzt aus Bedürfniß stark, während er früher aus Gewohnheit trank.

Gastons Stallmeister gab ihm gar nichts nach, dieser trank, wie er sich auszudrücken beliebte, aus Liebe zur Sache. Sein heutiges Benehmen strafte ihn aber Lügen, denn er leerte seinen Humpen zum Oefteren, ohne es auch nur zu wissen.

„Ja, ja, Heinz," begann schließlich Walter mit einem

tiefen Seufzer. „Das Essen ist hier gut, der Wein ausgezeichnet, der Dienst schön und nicht zu anstrengend und doch, doch gefällt es mir nicht mehr. Als ich noch ein junger Bursche und Leibeigner war, galt mein einzig Hoffen solch einem Leben; ich habe es erreicht und eine höchst ehrenvolle Stellung dazu, trotzdem wünsche ich mich jetzt oft in mein stilles Dörfchen zurück, gern wollte ich meine Scholle im Schweiße des Angesichtes bebauen und mein trocken Brod ohne Wein oder sonstige Zuthaten genießen, aber es bleiben dies nichts als fromme Wünsche. Heinz, das Leben ist mir zum Ekel, sollte ich den ganzen Tag über herum lungern, wie die meisten der Brüder, so würde ich entweder gerade so schlecht wie sie, oder ich stürbe im ersten Jahre. Großer Gott, dieses Haus birgt viel, sehr viel Sünde und ich möchte die Verbrechen nicht zu verantworten haben, welche in diesen Mauern schon begangen wurden! Heinz, weißt Du, was ich wünsche?“

„Nun, Comthur, wahrscheinlich zu Hause in Deinem Dorfe zu sein.“

„Ach nein, das bleibt immer und ewig ein frommer Wunsch. Was ich mir wünsche, muß auch in Erfüllung gehen können, muß Wahrscheinlichkeit für sich haben.“

„So sprechet doch, ich bin ganz Ohr.“

„Kurz ich wollte, der über lang oder kurz wieder beginnende Krieg mit den Heiden bräche morgen oder noch besser heute aus und ein scharfer Türkensäbel gäbe mir den ewigen Segen und einen Marschbefehl in's Jenseits.“

„Geh' doch, Landsmann, wer wird sich solch albernen Gedanken hingeben, ergreife lieber Deine Harfe, lasse ein Lied ertönen und wir wollen trinken, trinken, trinken!“

Traurig lächelnd schüttelte der Comthur sein großes, bärtiges Haupt.

„Mit dem Singen ist's aus," sagte er wehmüthig. „Seitdem mir der Verstand und die Einsicht gekommen, ist mein fröhliches Gemüth und meine Laune zum Teufel gegangen. Meinen einzigen Trost finde ich in einem kräftigen Trunk Wein und im Kampfe. Das regt auf, da vergehen einem die trüben Gedanken."

Mit sich selbst sprechend fuhr er fort:

„Ach Wilhelm, Wilhelm, was hast Du gethan, das edelste Wesen von der Welt opfertest Du einer frevlen, unreinen Flamme, eines stolzen Kitzels halber verriethest, brachst Du das liebevollste Herz, was je in einem weiblichen Busen erglühte."

„Meinst Du vielleicht damit, daß er Marguerite von Cypern in Gram und Elend stürzte?" unterbrach Heinz den halblauten Monolog Walters.

„Was schwatzest Du da, Narr," fuhr dieser unwirsch aus seinen Gedanken auf, welches weibliche Wesen gleicht auch nur im Entferntesten Helenen, jener unglücklichen Goldschmiedstochter."

„Aha, das war wohl des Großmeisters Schätzchen und er jagte sie später zu allen Teufeln?"

„Heinz," sprach der Comthur von Akkon mit drohender Stimme, „ich habe mich jetzt vergessen, wenn Dir Dein Leben lieb ist, so erinnere Dich niemals dessen, was Du jetzt gehört, das Geheimniß gehört nicht mir, wohl aber ein Theil des Verbrechens, welches an einem ehrenhaften, herrlichen Weibe begangen wurde, wollte Gott, er hätte mich zu sich gerufen, ehe er Beaujeu zu einem Elenden werden ließ. Beaujeu, Beaujeu, Du Blume aller Ritterschaft, wehe mir, ich sollte Dich bitter, bitter hassen und liebe Dich immer noch!"

Von des Gefährten Schmerz betroffen, goß ihm Heinz rasch den Humpen voll, ohne den seinigen zu vergessen.

„Veit, auf das Wohlsein meines geliebten Herrn, er ist ein Ritter von echtem Schrot und Korn, über ihn wollen wir wachen, er steht unter unserem Schutze, hoch lebe Gaston von St. André, der brave Tempelherr!“

Statt aller Antwort trank der Comthur, ebenso wie der Stallmeister den riesigen Humpen leer, darauf drückten sich die beiden Deutschen die schwieligen Rechten.

„Ich hab schon manch Unrecht im Orden mit angesehen und leichtsinnig die Augen zugedrückt,“ hub endlich nach langer Pause der Comthur von Akkon an, „aber, Gottes Blut, versucht der Orden seine Gewalt an diesem Ritter, dann zieht Veit Walter das Schwert und er entblößte es noch nie, ohne daß viel Blut floß,“ dabei preßte er die Lippen gegen einander und nickte mehrmals bedeutungsvoll mit dem Haupte.

„Und wirst Du ihn gegen Jedermann vertreten, ihm gegen jeglichen beistehen, Veit?“ fragte der Stallmeister mit leuchtenden Augen, aus denen eine feurige Begierde brannte.

„Gegen Jedermann!“ lautete des Comthurs entschiedene Antwort.

„Auch gegen Wilhelm von Beaujeu?“ rief der Knappe wieder, wischte sich den Wein aus dem starken Barte und erhob sich, um die Worte seines Genossen sogleich von den Lippen lesen zu können.

„Gegen ihn zuerst,“ entgegnete Walter fest und ruhig, wie man das Amen nach einem Gebete spricht, „ich glaube auch, es wird noch eine Zeit kommen, wo Du von der Wahrheit meiner Worte überzeugt sein wirst.“

Die Gespräche der beiden Deutschen nahmen einen immer ernsthafteren Charaker an; als endlich der letzte Tropfen des

feurigen Sauterne durch ihre stets durstigen Kehlen geglitten, trennten sie sich mit einem kräftigen Händedrucke und dem Versprechen, sich so oft es ginge, zusammen zu finden.

Nach Verlauf einiger Wochen unternahm der Ordensmarschall Bertrand von St. Lô einen Streifzug zur Sicherung des Landes. Die Absicht des guten Ritters mochte jedoch wohl weniger ein Krieg gegen die Heiden sein, als vielmehr Entfernung aus Akkon, wo es ihm einmal nicht mehr gefiel. St. Lô bedurfte der Strapatzen und des Kampfes wie des täglichen Brodes.

Gaston von St. André, mit seinem Knappen Heinz, so wie viele der jüngeren, unzufriedenen Ritter schlossen sich dem Marschalle an.

Die Expedition durchzog das ganze, damals im Besitze der Christen befindliche Land, ohne nur ein einziges Mal nach Akkon zurück zu kommen. Die Templerabtheilung traf unterwegs zwar viele Entbehrungen und Mühseligkeiten, aber sehr wenig Feinde. Dennoch zogen sämmtliche Ritter dies sorgenvolle Leben dem in Akkon vor. So verstrich das Jahr 1277.

Einige Monate nach der Abreise des Seneschalls Gottfried von Salvaing nach Sicilien kehrte derselbe mit dem Grafen Roger von St. Severin, dem Statthalter des Königs Karl von Anjou, zurück.

Roger war ein kluger Kopf. Kaum in Akkon angekommen, hatte er auch schon den traurigen Zustand des von ihm zu verwaltenden Reiches erkannt und eingesehen, daß hier mit den Grundsätzen seines königlichen Herrn unmöglich viel auszurichten sei. Daher ging er mit den beiden Orden sehr subtil um, anstatt, wie ihm Karl gerathen,

ihnen gleich als Herrscher gegenüber zu treten und sie als unterthänige Vasallen anzusehen und zu behandeln.

Im Grunde genommen blieb es sich jedoch gleich, wie der Graf auftrat, denn es kehrte sich in dem einen, wie in dem anderen Falle Niemand nach ihm. So wurde er geduldet, während man ihn außerdem gleich fort gejagt hätte.

Hugo von Cypern verhielt sich auf Cypern nicht so ruhig, als man in Akkon wohl vermuthete.

Ohne den Besitz der Krone von Jerusalem durfte er auch nicht darauf rechnen, die von Antiochien zu erringen, welches Reich er bislang als Vormund des unmündigen Sohnes Boemunds verwaltet. Jedenfalls lag ihm auch wenig an dem Throne desselben.

Als aber der Fürst von Antiochien jetzt mündig geworden war, beschloß er ihn als Werkzeug zu seinen Racheplänen zu benutzen, welche er in umfassender Weise betrieb.

Gewandte Emissäre zogen vorerst durch Palästina und suchten die Tempelherren und Hospitaliter gegen einander aufzuhetzen. Da dies auf eine feine Manier geschah, so konnte man die Schuld Beaujeu zum Mindesten nicht zuschieben, wenn kein Krieg zwischen beiden Orden ausbrach, was sicher geschehen sein würde, falls ein anderer Ritter als Nicolas Lorgue den Abacus der Hospitaliter in der Hand gehabt hätte. Hugo von Reval war nämlich im Verlaufe des Jahres gestorben und Lorgue an seine Stelle gewählt worden.

Wenn schon sich Templer und Hospitaliter oft in den Haaren lagen, so entstanden doch nur Raufereien, wenn auch öfters sehr blutige.

Besonders als zu Ende des Jahres Bertrand von St. Lô mit den Seinigen wieder in Akkon einzog, entstand in

der Nähe der Stadt ein Gefecht zwischen Rittern vom Tempel und dem Hospital, welches, wären mehr Leute dabei engagirt gewesen, einen sehr gefährlichen Charakter angenommen hätte.

Bertrand von St. Lô, Gaston von St. André, Veit Walter, mit noch zwei Rittern nebst Heinz und einigen Knappen wurden eines Tages beim Spaziergang von zehn Rittern vom Hospital mit einer entsprechenden Anzahl Reisiger angefallen. Nur das riesige Schwert des Ordensmarschalles, an welchen seines langen Armes halber Niemand andringen konnte, vermochte das Gleichgewicht halbwegs herzustellen. Gaston und Veit Walter fochten wie die Löwen, allein mit alledem konnten sie nichts als einen günstigen Rückzug bewirken. Ein Ritter und zwei Knappen waren schon von ihrer Seite gefallen, Veit Walter aber trug eine nicht unbedeutende Wunde am Kopfe davon, da er aus Unvorsichtigkeit keinen Helm aufgesetzt hatte. Doch hatten die Templer auch nicht schlecht unter den Hospitalitern gewüthet, fünf Ritter, wovon drei auf des Marschalls Rechnung kamen, einer auf die St. André's und einer nebst einem Knappen auf die Walters, und vier Knappen lagen entseelt auf dem Boden.

Im Drange des Gefechtes wurde plötzlich der Name St. André gerufen, sei es nun, daß er Unterstützung bedurfte oder solche bringen sollte. Kaum war jedoch der Ruf erschollen, als ein großer Ritter aus den Reihen der Hospitaliter durch Geberden und Rufen dem Gefechte ein Ende machte.

Als die Schwerter ruhten, trat der Ritter, ein Comthur, hervor und fragte: „Wer von Euch nennt sich St. André?"

„Darnach habt Ihr gar nichts zu fragen," war St. Lôs kurze Antwort.

„Ich möchte aber des Ritters Bekanntschaft gern wegen einer gewissen Angelegenheit machen,“ versetzte der Hospitaliter höflich.

„Ach, Louis von Beaurepas, Ihr seid es, nun ist es auch erklärlich, warum Ihr nach meiner nicht verlangt, in einer gewissen Angelegenheit erfolgte sie schon, sie gefiel aber weder Euch noch Eurem Orden!“ höhnte der Marschall, auf die große Schlacht zwischen den Templern und Hospitalitern anspielend.

„Mein Herr, ich bin St. André,“ sprach Gaston vortretend, „was wünscht Ihr von mir?“

„Ihr werdet Euch entsinnen, St. André, daß Ihr mir noch von Marseille her Genugthuung für eine Beleidigung schuldet, es thut mir leid, Euch daran erinnern zu müssen,“ antwortete Beaurepas.

„Ihr seid gänzlich im Irrthume, oder betrunken,“ erwiderte Gaston, „ich habe noch niemals Jemanden beleidigt, viel weniger aber noch Genugthuung verweigert.“

„Dann thut Ihr es soeben.“

„Herr!“ brauste Gaston auf.

„Ruhig,“ begann Beaurepas wieder, „ich will Euch die Angelegenheit in das Gedächtniß zurück rufen —“

„Das ist durchaus unnöthig, ich bekräftige mit meinem Ritterworte, daß Du lügst, Hospitaliter, doch zum Beweise, daß mich nicht die Furcht vor Dir so reden läßt, erwarte ich Dich sofort zum Kampfe auf Leben und Tod.“

„Weiter wünsche ich durchaus nichts,“ sprach Louis von Beaurepas ruhig. „Während der zehn bis zwölf Jahre meiner Anwesenheit in der Provence werdet Ihr ja die Kinderschuhe ausgetreten haben, ich kann also ruhig und ohne Gewissensscrupeln mit Euch streiten. Was Eure neue Beleidigung

anbelangt, so werde ich Euch für Eure Frechheit allsogleich bestrafen."

Die übrigen Ritter traten zurück, im Nu kreuzten sich die Klingen der beiden Comthure, um sich dann blitzesgeschwind auf das Haupt des Gegners zu senken.

Beaurepas merkte sofort, daß er es mit einem Gegner zu thun habe, der ihm zum Mindesten gewachsen war. Dies hinderte jedoch den braven Ritter nicht, voll Vertrauen auf seine gute Sache muthig auf Gaston einzudringen.

Dieser hatte seine ganze, während des Wortstreites mit dem Hospitaliter verlorene Ruhe wieder gewonnen, so daß er, unterstützt von einem Zornesgefühl, welches seine ohnedies sehr bedeutende Kraft noch steigerte, in wenig Augenblicken dem Comthur von Beaurepas einen Streich versetzte, welcher, ebenso geschickt, als gewichtig geführt, den Helm durchbrach und den Ritter, tödtlich verwundet, auf die Erde warf.

Theilnehmend stellten sich sämmtliche Anwesende um den berühmten Krieger. Mit dem Falle seines Gegners war Gastons Zorn verraucht, deshalb trat er zu ihm und sprach mit bedauernder Stimme:

„Comthur, ich verzeihe Euch die Art und Weise, mit der Ihr mich zum Kampfe zwanget, wenn es auch Unrecht bleibt, einen unbescholtenen Ritter an der Ehre zu schädigen; doch Ihr seid gestraft genug, Gott möge Euch ein ruhiges Ende und eine selige Auferstehung gewähren, lebet wohl."

„Halt!" rief Beaurepas mit matter Stimme; „ich kann nicht aus dieser Welt scheiden, ohne den Verdacht von mir gewälzt zu haben, als habe ich, blos um meiner Rauflust zu genügen, einen ehrenhaften Ritter bei der Ehre angetastet. In der heiligen Stunde des Todes bekenne ich mit dem

Munde eines Mannes, welcher im nächsten Augenblick vor Gott tritt: Ja, St. André, Ihr habt Euch vor einem Kampfe mit mir zurückgezogen, ja Ihr beleidigtet mich auf dem Hafendamme zu Marseille und wollt mir in der Stunde meines Todes auch noch meine Ehre schädigen und bemäkeln. Dies ist Alles wahr und richtig, so wahr mir Gott in dieser Stunde gnädig sei."

Befremdet blickte Alles auf Gaston, der vor Schreck zu einer Bildsäule erstarrte, selbst Bertrand von St. Lô betrachtete ihn mit zweifelhaften Augen. Entrüstet trat jetzt Veit Walter vor und sprach mit bebender Stimme:

„Ich, Veit Walter, Comthur von Akkon, trete auf und bürge für die Ehre des Comthurs Gaston von St. André mit der meinigen. Louis von Beaurepas, Ihr seid entweder ein schlechter Mann oder schwer getäuscht worden."

„Giebt es vielleicht zwei St. Andrés im Orden?" fragte der Sterbende matt.

„Nur einer dieses Namens befindet sich im Orden."

„Alsdann halte ich auch meine Beschuldigung aufrecht."

„Hier liegt ein schrecklicher Irrthum zu Grunde," begann endlich der Marschall, sich von seiner Bestürzung erholend, dahingegen Gaston noch keiner Silbe fähig war. „Erzählet den Thatbestand, Comthur, es gilt die Ehre eines braven Ritters."

„Gern," versetzte dieser, „und bei Gott, ich wollte der Ritter könnte sich so gut rechtfertigen, als meine Ueberzeugung fest steht, daß er es nicht im Stande ist. So merket auf, ich kam auf einer Galeere von Akkon aus, es war im Frühling des Jahres 1265, nach Marseille, stieg mit meinem Knappen aus und begegnete auf dem Hafendamme zwei Rit-

tern in weißen Mänteln. Da es Nacht war, bemerkte ich erst in der Nähe, daß ich den Großprior oder den jetzigen Großmeister Beaujeu vor mir hatte.

Es entstand zwischen uns ein Gespräch, welches schnell einen sehr leidenschaftlichen Charakter annahm und sich mit einer Herausforderung endigte, welche ich an beide Ritter stellte.

Beaujeu nahm sie in seinem und seines Begleiters Namen an, bedeutete mich jedoch, sein Genosse müsse eine unaufschiebbare Reise antreten, nach Verlauf welcher er mir Genugthuung geben würde. Ich fragte nach dem Namen des Ritters und erfuhr aus des Großmeisters eigenem Munde, er heiße St. André, Beaujeu ist deshalb zu befragen, er ist es, an den ich appellire. Nun warte ich schon seit zwölf Jahren, daß der Ritter sein Wort löse, aber vergebens, ich mußte ihn heute dazu zwingen und bedaure nur, von den Händen keines besseren Ritters gefallen zu sein."

Die Erzählung Beaurepas trug das Gepräge der Aufrichtigkeit in dem Maaße an sich, daß mit Ausnahme des Comthurs von Akkon und des Stallmeisters Heinz, alle Anwesenden scheu vor St. André zurückwichen.

„Bei Gott und unserer lieben Frauen, bei den bleichen Gebeinen und der Ruhe meines Vaters im Grabe," sprach dieser tonlos, „die Beschuldigung ist nicht wahr, ich sehe den Ritter heute zum ersten mal."

„Sie ist nicht gegründet, sie kann nicht gegründet sein!" rief Veit Walter leidenschaftlich aus. „Louis von Beaurepas, sterbt nicht, bevor die Wahrheit ermittelt ist, saget, an welchem Tage ereignete sich jene Begegnung?"

„In der Nacht, welche dem Tage vorher ging, da ich mit Wilhelm von Beaujeu focht und Euer Comthur

Odo von Chavannes, Pedro da Mare, den unsrigen erschlug."

„Sehet, daß ich nicht log," rief Gaston bei diesen Worten aus. „Zu jener Zeit befand ich mich gar nicht zu Marseille."

„Bei Gott und allen Heiligen, seine Unschuld ist klar erwiesen, seine Ehre gerettet," jubelte Veit Walter. „Schon Tages vorher reiste er mit dem Comthur Hans von der Steinach und hier dem Knappen Heinz ab, um verschiedene Präceptoreien zu besuchen. Heinz, ist es andem?"

„Bei meiner Seelen Seligkeit!" betheuerte dieser.

„Dann habt Ihr Euch in Bezug auf den Namen getäuscht oder den Großmeister damals falsch verstanden, Beaurepas," bemerkte St. Lô, der in der Freude seines Herzens doch auch gern etwas sagen wollte.

„Nein, nein, ich täuschte mich nicht," entgegnete der Sterbende mit kaum noch verständlicher Stimme. „Beaujeu sagte St. André, Gaston von St. André. Ritter, ist dies nicht Euer Vorname?"

„Ich heiße allerdings Gaston von St. André!"

„Das ist merkwürdig, in der That!" murmelte der Marschall.

„Halt," rief jetzt Veit Walter, von einer Idee erfaßt, dazwischen, „mir geht jetzt ein Licht auf. Louis von Beaurepas, wisset Ihr, warum Beaujeu Euch den richtigen Namen des ihn begleitenden Ritters nicht mittheilte?"

„Nun?" fragte dieser und suchte die Augen gewaltsam zu öffnen.

„Weil es kein Ritter war!"

„Wie ist dies zu verstehen?" fragten fast alle Anwesenden.

„Der Begleiter Beaujeus," sprach Walter zögernd, „konnte mit dem Comthur nicht kämpfen, weil er kein Ritter war, sondern ein als solcher verkleidetes Weib."

„Nicht möglich!" riefen Alle.

„Es ist so, wie ich eben zu sagen die Ehre hatte," betheuerte der Comthur von Akkon. „Um das Frauenzimmer nicht zu verrathen, gab er es für den Ritter von St. André aus, denn nicht wahr, es trug den weißen Templermantel?"

Durch eine Bewegung mit dem Augenlide bestätigte der Sterbende die Vermuthung, der Comthur von Akkon fuhr aber fort:

„Tags darauf verwundete er Euch schwer, verlor dann die ganze Sache als abgemacht aus dem Gedächtniß und vergaß, sie St. André mitzutheilen, was er jedenfalls beabsichtigte. Sehet, so erklärt sich Alles."

„Wehe Dir, Wilhelm von Beaujeu," kreischte da Beaurepas mit Aufopferung seiner letzten Kräfte laut auf. „Du setztest mich in die Gefahr, einen Unschuldigen um Ehre und Leben zu bringen, Du machtest mich in meiner Todesstunde zu einem Lügner, wehe Dir, wehe, mein Blut und mein Fluch komme über Dich!"

Er versuchte sich aufzurichten, als ob er den Großmeister der Templer suche; ein Blutstrahl entfuhr hierbei seinem Munde und mit ihm entfloh zu gleicher Zeit die Seele des kühnen Hospitaliters.

Traurig zogen die Ritter heim, die Mitglieder der beiden Orden gingen getrennt.

„Was liegt am Ende an dem Tode Beaurepas," suchte der Marschall von St. Lô Gaston zu trösten. „Er war ja doch nur ein Hospitaliter und wäre später doch noch einmal

erschlagen worden, zudem haben uns seine Leute auch wie Meuchelmörder angefallen."

Ihre Todten mit heim nehmend, trafen sie bald in ihrer Burg ein.

Sofort verfügten sie sich in die Gemächer des Großmeisters und trugen ihm den Vorfall vor.

Beaujeu bestätigte die Vermuthung Veit Walters in allen Punkten, bat schließlich Gaston mit einem Anstande und Wärme um Verzeihung, weil er seinen Namen ohne Erlaubniß gebraucht und die Mittheilung ihm zu machen vergessen, daß letzterer ihm durchaus nicht zürnen konnte, sondern im Gegentheile fast gänzlich mit ihm versöhnt von dannen ging.

Kaum hatten sie das Zimmer verlassen, so meldete der Untermarschall Hugo Orodini, Nicolas Lorgue, den Großmeister der Hospitaliter an. Beaujeu befahl, ihn einzuführen, Lorgue erschien.

Es war eine interessante Erscheinung; schon in den funfziger Jahren, konnte er dennoch ein schöner Mann genannt werden. Eine kräftige Figur, ein edles, biederes Gesicht, der vollkommenste Ausdruck seines Charakters, ein starker Bart und eine vortreffliche Haltung nahmen Jedermann für ihn ein.

Sowie er eintrat, hielt er dem Templer die Hand entgegen und sprach den gewöhnlichen Gruß.

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit," antwortete Beaujeu und schüttelte seinem Collegen herzlich die Hand.

„Seid mir bestens willkommen," empfing Beaujeu den Gast, „ein so hoher Besuch wie der Eurige ist mir zu schmeichelhaft, um nicht die innigste Freude darüber zu empfinden, zumal er so selten ist. Darum, erhabener Meister, seid mir

nochmals willkommen, möge es Euch so gut in meiner schlechten Behausung gefallen, daß sich eine gleiche Ehre, ein gleiches Vergnügen recht, recht oft wiederhole."

„Treibet keinen Spott mit mir, hoher Herr," entgegnete der Hospitaliter, nachdem ihn Beaujeu neben sich auf ein kostbares Ruhebette niedergezogen hatte, wie denn überhaupt Alles im Hause von einem unbeschreibbaren Reichthum, von einer kostbaren Eleganz war, welches beides hinlänglich für den Geschmack und die Mittel des Besitzers zeugte. „Treibet keinen Spott mit mir, es ist jetzt wahrlich weder Zeit noch Gelegenheit, Ceremonienbesuche zu machen. Gott sei es geklagt, seit langen Jahren nehmen die beiden durch uns vertretenen Orden solch eine feindselige Stellung gegen einander ein, daß man zu glauben befugt wäre, es sähe der eine den anderen für einen schlimmeren, gefährlicheren und gottloseren Gegner an, als selbst Ketzer, Heiden und Juden. Wahrlich, bei Gott und unserer lieben Frauen, die letzten Jahre sahen mehr Ritterblut durch Ritterhand vergossen, als die Heiden und Türken rinnen machen konnten. Doch was helfen die Klagen, wenn sie zu spät kommen, sie sind vergebens, darum ist es besser, wir treffen Anstalten für die Zukunft, um derartige Widernatürlichkeiten nach Möglichkeit zu vermeiden. Saget, Beaujeu, finde ich Euch bereit?"

„Mein theurer Freund und College," antwortete der Templer und schlug seinen Gast zutraulich auf die Schulter, ‚wann weigerte sich Wilhelm von Beaujeu jemals, einen Schritt zu unternehmen, der dem Wohle der Christenheit, insbesondere den beiden glorreichen Orden von Nutzen ist?"

„So seid Ihr also auch gesonnen, die nachdrücklichsten Anstalten zu treffen, um der durch König Hugos von Cypern

Emissäre hervorgebrachten Erbitterung eine ernste Schranke zu setzen?"

„Ich werde mein Möglichstes thun, um Eure Wünsche buchstäblich zu erfüllen."

„So vernehmet meinen Vorschlag, wir wollen die Todesstrafe durch den Strang über Jeden verhängen, welcher gegen einen Bruder des andern Ordens hinführo das Schwert zieht."

„Ich bin mit der Strafe insofern nicht zufrieden, als der Strang für einen Ritter entehrend ist, wir wollen das Beil an seiner Statt annehmen."

„So nehmet Ihr, verehrtester Meister, für Euren Orden das Beil, ich werde des Abschreckens halber den Strang beibehalten. Darf ich Euch ersuchen, die betreffende Verfügung noch heute ergehen zu lassen, damit nicht am Ende noch ein tapferer Ritter der herrschenden Aufregung zum Opfer fällt?"

„Der Befehl wird sofort erscheinen, nachdem Ihr mir die Ehre erwiesen, mein Gast auf einen Becher Wein zu sein."

„So sehr mir die Einladung schmeichelt, erhabener Meister, so muß ich sie aus dem Grunde ablehnen, daß die Verkündigung des Befehls keinen Verzug erleidet."

„Eure Weigerung beleidigt mich sehr, Meister vom Hospital," fuhr Beaujeu hitzig auf, „kein Gast schlägt eine derartige Einladung aus. Um Euch aber zu beruhigen, werde ich während des Trinkens das betreffende Verbot erlassen. Seid Ihr nun zufriedengestellt?"

Der brave Hospitaliter drückte Beaujeu die Hand. Dieser ließ eine Schelle ertönen und befahl dem diensthabenden Knappen, einige Becher Wein zu bestellen und den Seneschall herbei zu rufen.

Im Augenblicke standen zwei Pokale von ungeheurem Werthe, sowohl was das aus Gold und Edelsteinen bestehende Material, als auch die kunstreiche Arbeit betraf, mit einem edlen Weine gefüllt vor den beiden Meistern.

Wenige Minuten später erschien Gottfried von Salvaing und wurde mit der Proclamation des eben besprochenen Verbotes betraut, zu welchem Behufe er sich schleunigst wieder entfernte.

Nachdem er seinen Becher geleert und von dem Tempelherrn als Andenken bekommen, für welchen er ein schönes Schwert zurück ließ, entfernte sich Nicolas Lorgue.

Seine Energie hatte geholfen, die Orden lebten wenigstens äußerlich im Frieden.

So scheiterten die Bemühungen von König Hugos Emissären an der Festigkeit Nicolas Lorgues. Um den geistlichen Rittern, insbesondere aber den Templern seine Rache noch fühlen zu lassen, ergriff er anderweitige Maßregeln. Er natürlich verfertigte blos die Bolzen, abschießen ließ er sie durch den jugendlich unbesonnenen Fürsten von Antiochien und dessen Leute.

Die Streiche desselben richteten sich aber nicht direct gegen die Templer, sondern stets nur gegen deren Anhänger; die nichtigsten Vorwände gaben die Ursachen zu vielerlei Ungerechtigkeiten ab, so daß Wilhelm von Beaujeu's Ohren fast taub wurden von den verschiedenen Klagen.

Was sollte er aber beginnen?

Er war zwar Großmeister und Vertreter seines Ordens, aber doch nicht der mit der Jurisdiction betraute König, er konnte sich nicht anders helfen, als die Gemißhandelten zu trösten, den Fürsten von Antiochien aber zu warnen.

Endlich trieb es dieser doch zu bunt, so daß Beaujeu nicht umhin konnte, ernstlich einzuschreiten.

Der Orden der Tempelherren zählte unter seinen Affiliirten zwei heimliche Mitglieder, den Bischof von Tripolis und einen sehr begüterten Edlen, den Herrn von Gybeleth.

Beide kannte man, da man ihre eigentliche Stellung zum Orden nicht ahnte, als große Verehrer desselben, deshalb beschloß der Fürst von Antiochien, seinen jugendlichen Uebermuth an ihnen zu kühlen.

Den Bischof von Tripolis verjagte er mit Waffengewalt von Stadt und Amt, so daß er nach Akkon in das Tempelhaus fliehen mußte, dem Herrn von Gybeleth nahm er seine in Antiochien gelegenen Güter in Beschlag.

Solche Gewaltthaten sprachen doch zu laut, Wilhelm von Beaujeu suchte daher Einsprache dagegen zu erheben und reiste zu diesem Zwecke nach Tripolis, um persönlich mit dem Fürsten in Verhandlung zu treten.

Als dieser jedoch vernahm, der Großmeister der Templer sei vor den Thoren, ließ er ihn gar nicht in die Stadt, sondern vielmehr mit Schimpf und Schande abweisen.

Wüthend ob dieser Schmach eilte Beaujeu nach Akkon zurück, nahm eine Abtheilung Ritter und Knappen und zog, unterstützt zu Lande durch Reisige des Herrn von Gybeleth und zu Wasser durch sieben Galeeren, gegen Nephys, eine der stärksten gegnerischen Festungen.

Da die Flotte jedoch Schiffbruch litt, die Templer aber zu jener gefahrdrohenden Zeit nicht viele Truppen außerhalb des Landes verwenden konnten und sie den Fürsten von Antiochien besser gerüstet fanden, als sie vermuthet hatten, so mußten sie nach einer langwierigen Belagerung die Stadt, ohne Erfolg errungen zu haben, verlassen.

Diese Demüthigung war für Beaujeus stolzes Gemüth zu groß, er verwendete jetzt alle disponiblen Kräfte zu einem erbitterten, sich mehrere Jahre hinausziehenden Kriege mit Antiochien.

Allein er überschätzte seine Kräfte, oder vielmehr diejenigen, welche er verwandte. Aus Geiz griff er den Ordensschatz nicht an, um eine Armee Reisiger auf die Beine zu bringen, nein, die Tapferkeit von etwa ungefähr hundert Rittern sollte Thürme und Wälle niederwerfen. So kriegstüchtige und kampferprobte Männer seine Brüder aber auch waren, so vermochten sie mit ihren bloßen Schwertern und durch Handstreiche keine festen, von überaus wachsamen Leuten vertheidigten Städte einzunehmen.

Die in Antiochien verwandten Templer, worunter sich auch Gaston von St. André, sowie Gottfried von Salvaing befand, welch letzterer meistentheils den Oberbefehl führte, machten ihrem Namen und ihrem Banner Ehre, besonders wurde Gaston durch seine Tapferkeit und Leutseligkeit der Liebling der Mannschaft.

Mit aller Tapferkeit erreichte man jedoch in einem Zeitraume von einigen Jahren weiter nichts, als daß man den Antiochiern viel Schaden zufügte.

Da man aber selbst nichts dabei gewann, sah man sich genöthigt, an den Frieden zu denken.

Jacob von Molay ward zu diesem Behufe an den Fürsten von Antiochien gesandt und vollbrachte seinen Auftrag als ein Mann von Gewandtheit und großem Scharfsinn.

Der Bischof von Tripolis, sowie der Herr von Gybeleth wurden in ihre alten Stellungen und Besitzthümer eingesetzt, der Orden aber mit einer nicht unbedeutenden Summe entschädigt.

Wenn der Orden den Tod vieler Ritter nicht zu beklagen gehabt, so hätte er zufrieden sein dürfen und er war es auch, er büßte lieber Blut, als Geld ein.

Doch es ist Zeit, daß wir unser Augenmerk wieder einmal auf Europa richten, was im nächsten Capitel geschehen soll.

Zweites Capitel.

Wir müssen den geneigten Leser nach Paris versetzen. War im Jahre 1280 diese jetzt so berühmte Stadt das auch gerade noch nicht, was sie jetzt ist, die Capitale der gebildeten Welt, so nahm sie doch schon in Bezug auf Künste und Wissenschaft eine sehr hervorragende Stellung ein; wenn auch an Alter von verschiedenen Städten des jetzigen Frankreichs übertroffen, war sie doch die bedeutendste aller der Reiche, welche das ehemalige große fränkische bildeten.

Es kann hier unsere Sache nicht sein, eine genaue Beschreibung der berühmten Stadt zu geben und zwar aus dem Grunde, weil sie zur Jetztzeit doch ein ganz anderes Gepräge, ein von der vorigen ganz verschiedenes Aussehen hat.

Alle jetzt mit Trottoirs, Asphaltpflaster, mit herrlichen Gebäuden, geschmackvollen Anlagen, mit Springbrunnen, Erzstatuen und dergleichen versehene Stadttheile bestanden damals aus einem Gekreuze winkliger, enger, dunkler und schmutziger Straßen, mit schmalen, aber desto höheren Häusern, deren Bekleidung verwittert war und deren Fenster klein und traurig in die gegen den jetzigen Verkehr öde zu nennenden Straßen blickten.

Die öffentlichen Gebäude waren alle festungsartig eingerichtet, die Kirchen in verschiedenartigem Style gebaut.

Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf ein großes, vielstöckiges Haus in der Straße la belle route. Freundlicher und einladender als die übrigen sah man es ihm gleich von Außen an, daß Wohlstand, wo nicht Reichthum darinnen herrschen müsse.

Aber nicht nur Reichthum verkündete das Haus von Außen, sondern auch Reinlichkeit.

Die Fenster waren blank gescheuert, die Zinneinfassung glänzte wie Silber; die Fronte prangte in einem schönen, gelben Kalküberzuge. Die kleine Treppe von Sandstein vor der niedrigen, schmalen, mit Eisennägeln beschlagenen Hausthüre war noch neu, gar nicht ausgetreten und schön rein gekehrt, ebenso wie die Straße in der Länge des Hauses.

Treten wir in das große Parterrezimmer ein, welches beim Eintritt durch das kleine Hausthürchen links liegt, während rechts davon ein zweites gleiches seinen Platz nach allen Regeln der Symmetrie inne hat, so finden wir uns in dem Atelier eines Goldschmiedes ersten Ranges und von großem Vermögen.

Schränke von Ebenholz mit großen Glastafeln, damals ein unerhörter Luxus, zeigten herrliche Producte des Talentes und Fleißes; hölzerne Tische mit ausgeschnittenen Sitzplätzen, mit Instrumenten, Silberstangen, Goldbördchen, Waagen, Edelsteinkästchen u. s. w. überhäuft, stehen an den im untersten Stocke sehr stark vergitterten Fenstern, doch scheinen sie wenig mehr zur Arbeit benutzt zu werden, überhaupt zeugt das Zimmer mehr von Ruhe als von Arbeit; die Möbel sind einfach und doch schön.

Drei Personen hielten sich im Zimmer auf, ein durch

die Last der Jahre gebeugter Greis, mit spärlichem, weißem Silberhaar und gleichfarbigem auf die Brust fließendem Barte, hoher Stirne, buschigen Brauen über schwarzen Augen, scharf gebogener Nase, lederartigem, gefurchtem Gesichte, welches in der Jugend einmal sehr schön gewesen sein mußte, wie die spärlichen Ueberreste jetzt noch auswiesen.

Ein weites, schwarzbraunes, um die Hüfte mit einem Gürtel zusammengehaltenes Kleid bedeckte seinen Körper vom Halse bis zu den Knöcheln.

Der Greis saß am Werktische, jedoch offenbar nicht in der Absicht zu schaffen.

Eine kleine, schmale, runzlige Hand, welche aus dem weiten Aermel hervorragte und einem beinahe fleischlosen Arme angehörte, hielt eine Zeichnung, welche der Alte angelegentlich betrachtete.

Am Kamine spann eine Frau, welche wo möglich noch älter aussah, als der Greis, so war sie voll Runzeln. Die schneeweißen Haare stachen seltsam gegen ihr graues Gewand ab. Der Rücken der Alten war so gekrümmt, daß es nicht viel bedurfte, um einen Viertelkreisbogen auszumachen.

An einem der Schauschränke stand ein drittes Wesen, beschäftigt, eine durch die Herausnahme eines Kleinods entstandene Lücke auszugleichen.

Es war ein Weib von hoher Gestalt, mit schwarzem, in schönen Flechten um das Haupt geschlungenem Haare. Da sie uns den Rücken zukehrt, so können wir blos eine sehr schlanke Taille gewahren. Unter dem perlgrauen Wollkleide zeigen sich zwei niedliche Füßchen in Schuhen von gelbem Dammhirschleder.

Jetzt verschließt die Frau den Schrank und wendet uns das Antlitz zu; es ist uns bekannt.

Dunkle Augen schauen traurig aus einem bleichen, eingefallenen Antlitze mit hoher Stirne und edler Nase hervor, die Lippen sind bleich, das Kinn fleischlos und fast ohne Rundung. Von der Nase zu den Mundwinkeln ziehen sich zwei tiefe, Schmerz verrathende Falten.

Die Frau, obgleich kaum sechsunddreißig Jahre alt, scheint bei einer nur leichten oberflächlichen Betrachtung gut in die vierzig Jahre eingedrungen zu sein.

Die noch schöne Gestalt entbehrt der Haltung, den Bewegungen mangelt Elasticität, überhaupt scheint die Frau stets in trüben Erinnerungen versunken zu sein.

Es ist Helene, die Gemahlin Wilhelms von Beaujeu und die beiden alten Leute sind ihre Eltern.

Als sie aus Akkon entflohen, wurde sie von denselben mit der größten Herzensfreude aufgenommen; der Schmerz im Gesichte der geliebten Tochter verrieth ihnen ihr Unglück zur Genüge; sie machten ihr daher gar keine Vorwürfe, sie fragten das theure Kind nicht einmal, wo es gewesen; sie trösteten es Tag und Nacht, sie weinten mit ihm, sie beteten mit ihm, sie litten mit ihm im wahren Sinne des Wortes.

Um ganz und gar der Tochter zu leben und sie von dem Orte ihrer Kindheit zu entfernen, wo es ihr gar nicht zu gefallen schien, gab Armand Berthoud sein Geschäft in Marseille auf und zog nach Paris. Da er ein sehr reicher Mann war, kaufte er hier ein Haus und lebte von seinen Renten. Die in den Schränken befindlichen Erzeugnisse seiner Kunst standen zum Verkaufe.

Sein Geschäft trieb er bisweilen noch zum Vergnügen, zur Unterhaltung, nicht aber des Erwerbes wegen.

Es ist Vormittags, die Sonne lacht am blassen Frühlingshimmel, die Familie Berthoud sieht sie aber nicht, weil

die feurigen Strahlen noch nicht senkrecht genug in die enge, dunkle Straße dringen, um in das Zimmer gelangen zu können.

Als Helene den Schrank verschloß, wandte der Alte, von dem, wenn auch kaum bemerkbaren Geräusche berührt, das Haupt und warf einen zärtlichen, liebevollen Blick auf das kummervolle Antlitz der Tochter.

„Helene, mein süßes Kind," sprach er mit zitternder Stimme und legte die Zeichnung auf den Werktisch, „komme her zu mir und setze Dich neben mich."

„Sogleich mein Vater," lautete die in einem Alt gegebene Antwort. Obgleich sich die Frau in Acht nahm, den in ihrer Brust wohnenden Schmerz zu verhehlen, so bemerkte man die Fruchtlosigkeit des Versuches doch zu deutlich an ihren Worten und deren Ausdrucke.

„Antworte doch nicht immer: sogleich, ja, nein und dergleichen mehr, meine liebe Tochter. Labe doch Deiner tiefbekümmerten Eltern Herz durch den Ton Deiner Stimme, durch den Klang Deiner Worte. Betrübe uns durch Dein Schweigen nicht noch mehr, meine theure, theure Helene.

Sieh, wir glauben ja, daß Dein Schmerz übergroß, unendlich ist, wir haben Dir, ohne Dich um die Ursache desselben zu befragen, abgenommen und auf uns geladen, was unsre alten Schultern zu tragen im Stande sind, wir verlangen gar nichts von Dir, Du süßes Kind, als daß Du uns, die wir Dich so sehr lieben, bisweilen mit einem freundlichen Blicke aus Deinen sonst so zutraulichen Augen anschaust und uns einige zärtliche Worte schenkst. Helene, wenn Du es aber nicht im Stande bist, wenn Dich Dein Gram zu sehr martert, o so sprich doch wenigstens etwas zu uns. Findest Du keine zärtlichen Worte, so laß uns wenig-

stens den Ton Deiner Stimme hören, ich bin überzeugt, Du wirst, Du mußt Erleichterung fühlen. Helene, meine theure Helene, Dein greiser Vater, Deine gebrechliche Mutter bitten Dich, wir werden bald in die Grube fahren, so gönne uns doch noch den Trost, die Stimme Derjenigen zu hören, welcher wir das Leben schenkten, sprich, willst Du, meine Helene?"

Eine Thräne stahl sich bei diesen Worten durch die grauen Wimpern des Greises, die Tochter aber schlang den Arm um den Nacken des Greises, drückte ihm einen Kuß auf die bärtigen Lippen und sprach:

„Vater, Du hast Recht, ich will, verzeihe mir meine Theilnahmlosigkeit und schreibe sie auf Rechnung meines zerrissenen Herzens."

Alsdann ging sie zu ihrer darob freudig erstaunten Mutter und that ein Gleiches. Die alte Frau ließ den Rocken fahren, zog die Tochter mit ihren kraftlosen Armen an die Brust und flüsterte ihr ins Ohr:

„Habe Dank, mein geliebtes Kind. Wußte ich doch, daß meine Helene die Mutter, welche sie unter dem Herzen getragen, nicht die letzten Tage auf dieser Welt des Jammers zubringen läßt, ohne sich an dem zu laben, was sie einzig liebt hienieden, Helene, Du bist die Freude, der Trost Deiner alten Mutter, Du wirst ihr auch die Augen schließen, wenn ihre Seele zum Himmel eilt, um des ewigen Gottes Segen auf Dein betrübtes Haupt herab zu flehen. Habe Dank, Helene, habe Dank."

„Mutter, Mutter, mir gebührt kein Dank, frevle nicht in Deiner übergroßen Liebe zu mir. Fast sieben Jahre sind verflossen, ohne daß ich Euch, deren Stütze ich naturgemäß sein muß, etwas Anderes zu hören gab, als Klagen und

Jammerlaute. Aber ich will stark sein, will die Stimme in meinem Inneren übertäuben, und nur Euch allein mein Dasein, meine Liebe widmen, theure Eltern, Gott in seiner Allbarmherzigkeit wird mir ja gnädiglich beistehen."

„So soll es sein, meine Tochter," nahm der Greis das Wort und sprach mit Zuversicht: „Deine Stimme wird unsere alten Gemüther erheitern und mit seltener Wonne erfüllen, unser Glück aber den Wurm in Deinem Busen schwächen, wo nicht tödten, darum, Helene verzage nicht, sondern hebe Dich in froher Hoffnung zu dem empor, welcher über den Sternen thront. Er, der liebend auf Alles herabschauet, wird auch drei gläubige Herzen nicht übersehen, die in lauterer Frömmigkeit zu ihm erschlugen, so lange er ihnen Leben gab."

„Meine theuren Eltern, ich fühle es, Gott wird mich kräftigen, ich werde nur Euch angehören. Meine erste Pflicht aber soll sein, Euch, wenn ich hinlänglich Festigkeit besitze, mein grenzenloses Unglück mitzutheilen."

„Nein, nein," riefen Vater und Mutter aus, „übergroßer Schmerz wird durch Mittheilung nicht leichter. Wir verlangen weder zu wissen, was Dich aus unserem Kreise rief, noch das, was Dich in unsere liebevollen Arme zurücktrieb.

Gott nahm Dich uns und brachte Dich wieder, sein Wille ist unabänderlich, gelobt sei er und die Jungfrau Maria!"

„Ganz wie Ihr wollt, geliebte Eltern, ich will von nun an Euer gutes Kind sein, ich werde thun, was Eure Augen begehren."

Eine eintretende Dienerin unterbrach sie und meldete einen vornehmen Herrn, der einen Schmuck zu kaufen beabsichtige.

Obgleich Armand Berthoud durchaus nichts an einer Störung lag, wenn sie auch mit seinem Vortheile verbunden sein sollte, wie eben geschah, so trug er doch zuviel des von Jugend auf in ihn verpflanzten und durch sein Geschäft erhaltenen Respects in sich, um einen vornehmen Mann abzuweisen, selbst wenn er ihn aus den süßesten Familienfreuden reißen sollte.

Er hieß also der Dienerin den Harrenden einführen; es war dies eine Person, welche wir schon gesehen.

„Was verschafft mir die Ehre solch eines hohen Besuches?“ redete der Greis den reich gekleideten Eingetretenen an, während sich Weib und Tochter tief verbeugten.

„Ich bin Wilhelm Nogaret, Geheimschreiber des Königs Philipp,“ antwortete der uns noch von Lyon aus bekannte kühne Kämpfer mit Wort und Schwert, komme im Auftrage meines allergnädigsten Herrn und wünsche, eine reiche goldene Gnadenkette zu kaufen, der Preis ändert nichts am Kaufe, das Kleinod ist für Aegidius von Colonna bestimmt, den weisen Erzieher des Kronprinzen Philipp.“

„Meinem erhabenen Monarchen steht mein ganzes Haus zur Verfügung,“ versetzte der Greis und öffnete die verschiedenen Glasschränke, um ihren Inhalt vor dem Sendboten des Königs zur Schau auszubreiten.“

„Goldschmied,“ sprach Nogaret, „die Kette muß kostbar, sehr kostbar sein, es erhält sie ein Mann, welcher den zukünftigen König in einer Weise erzieht, die einen außerordentlichen Fürsten erwarten läßt. Eine goldene Kette belohnt allerdings die herrliche Saat nicht, welche Aegidius in des jungen Philipps Seele pflanzte, nein, das thun nur die segensreichen Früchte, welche aus seinen staatsklugen Lehren entsprießen werden. Goldschmied, ich bin zwar Kenner von Kostbarkeiten,

überlasse mich aber in diesem Falle gänzlich Eurem Geschmacke, suchet aus, was Ihr für gut findet."

„Werthester Herr, was Geschmack und Schönheit anbelangt, so stehe ich hierin meiner Tochter Helene weit nach. Zwar weiß ich die kunstreichsten Geschmeide zu erzeugen, allein mein Sinn weilt immer mit Liebe und Partheilichkeit auf dem einen oder dem andern Gegenstande, welcher in den Augen von Kunstkennern den Vorzug nicht verdient. Helene, wähle dem Herrn Geheimschreiber eine goldne Kette aus."

In der Gegenwart des Geheimschreibers, dessen Name schon ziemlich bekannt war, fand Helene ihr früheres stolzes Wesen ganz wieder. Mit edlem Anstande führte sie den Fremdling zu einem der Ebenholzschränke, welcher Gegenstände der gewünschten Art enthielt, warf einen kurzen, aber scharf prüfenden Blick auf den Inhalt und nahm mit sicherer Hand eine ungemein fein gegliederte Kette, deren Theilchen man kaum zu unterscheiden vermochte, heraus, ließ das aus einem Diamanten, umgeben mit sieben Rubinen, bestehende Schloß im Lichte funkeln und sprach mit freier Stimme:

„Edler Herr, dies dürfte sowohl die kunstreichste, als auch werthvollste Kette meines Vaters sein."

Das Auge Nogarets fiel von Helene auf das Kleinod und von diesem wieder auf Helene zurück, so daß man nicht wußte, fesselten ihn ihre interessanten, von Kummer noch nicht ganz zerstörten Züge mehr oder der Werth der Kette.

„Edle Frau," begann er nach einer längeren Prüfung sowohl des Schmuckes, als der Erscheinung Helenens, „edle Frau, der Gram hat tiefere Spuren in Eurem reizenden Antlitze hinterlassen, als es der Grabstichel Eures Vaters bei irgend einer Arbeit vermochte. Es ist Unrecht von der Schöpfung, das zarte Geschlecht dieselben Lasten tragen

zu lassen, welche auf die breiten Schultern des Mannes gehören."

„Wer sagt Euch, edler Herr, daß ich mit Gram zu kämpfen hatte?" fragte Helene leicht erröthend.

„Ihr hattet nicht nur mit Gram zu kämpfen, arme Frau, sondern Ihr leidet jetzt noch und sogar sehr. Ich müßte ein schlechter Menschenkenner sein, könnte ich nicht einmal die größten Bewegungen des Herzens lesen."

„Es ist so wie Ihr saget, edler Herr," antwortete Helene wieder, „und ich bin recht betrübt, daß Ihr da, wo Ihr Glanz und Schönheit zu suchen kommt, auch Leid und Kummer finden müsset."

„Wollte Gott, arme Frau, ich könnte den Balsam des Trostes in Euer Herz gießen! Es giebt auf der Welt in der That nichts Schöneres, als Beruhigung und Frieden in ein zerrissenes Herz zurück zu pflanzen. Liebe Frau, rechnet mir meine Theilnahme nicht als Vermessenheit an, wenn ich Euch frage: bin ich im Stande, etwas zur Linderung Eures Grames beitragen zu können? Mein Wille ist zähe, meine Ausdauer unermüdlich, mein Herz gut, meine Bekanntschaft, mein Wirkungskreis ausgebreitet; saget also, könnt Ihr mir Vertrauen schenken?

„Ich danke Euch, edler Herr, mein Leid endigt weder Menschenwort, noch Menschenthat. Etwas, was die Menschen nicht zu geben, zu erzeugen wissen, ist in meinem Innern verletzt, das kranke Organ kann nur in einer anderen Region wieder genesen, in der ewigen."

„Redet nicht vermessen, geprüfte Frau, Gott ist allmächtig und schickte seine Stellvertreter oder vielmehr seine Auserwählten, seine Sendboten auf Erden, um schlimme Leute zu warnen, die guten zu loben, die unglücklichen, von

schweren und bitteren Leiden heimgesuchten aber durch das Wort Gottes und die Verheißung einer frohen Zukunft zu trösten, ihre gebeugten Gemüther zu erquicken und aufzurichten, ebenso wie die in der Glühhitze der Julisonne verdorrte Pflanze durch das Murmeln des Regens schon aufhorcht, die erfrischende Flüssigkeit mit den matten Blättern auffängt, aufsaugt, mehr und mehr gekräftigt die süße Himmelsgabe bis in ihr Innerstes zieht und in kurzer Zeit, wenn auch nicht in ursprünglicher Frische, doch wenigstens mit der gleichen Stärke dasteht. Sehet, meine liebe Frau, so geht es auch mit dem menschlichen Herzen, glaubet mir und ziehet einen Priester zu Rathe."

Traurig lächelnd antwortete die tiefgebeugte Frau:

„Was mir fehlt, edler Herr, das ersetzt mir kein Priester wieder. Wenn einmal ein kostbarer Stein zersprungen ist, vermag man die Stücke wohl wieder zusammen zu passen, den Stein jedoch erhält man niemals wieder."

„Die Macht der Seele ist groß, meine gute Frau, unterschätzt sie nicht, sie wußte schon Risse zu heilen, von denen man glaubte, sie seien unverschließbar. Versucht es einmal, es ist ein fromm und gläubig Streben und wenn es auch erfolglos bleibt, so kann es doch wenigstens nicht schaden."

„Verzeihet, hoher Herr, ich kann aber solch ein hohes Vertrauen nie in Priester setzen, als Ihr wahrscheinlich annehmet."

„Das deute ich keineswegs übel, geht es mir doch nicht besser. Zu der Mehrzahl der Priester Vertrauen zu fassen, war ich nie im Stande, doch lernte ich einzelne kennen, welche die wahren Verkündiger dessen sind, was das Himmelreich schon auf Erden schafft. Diese nahmen meine Seele gefan-

gen, um sie fest zu halten und unaufhörlich das Manna des göttlichen Wortes athmen zu lassen.“

„Edler Herr, es mag solche geben, aber —“

„Kein aber, meine arme, unglückliche Frau, sondern es giebt solche.“

„Mir stieß jedoch noch keiner auf.“

„Das ist möglich, doch noch kein Beweis, daß sie fehlen.“

„Dies ist richtig, edler Herr, Ihr werdet mir jedoch so lange an der Existenz eines Seelenarztes zu zweifeln erlauben, bis ich die Probe an meiner Person gemacht.“

„Dies ist nicht mehr als billig. Doch vernehmet, ich besitze einen theuren Freund unter diesen Leuten dahier in Paris, ein Mann, fromm und duldsam, wie der Heiland selbst. Wenn Ihr Eure Zustimmung nicht verweigert, so werde ich ihn zu Euch führen. Gelingt es dem nicht, die Wunde Eures Herzens zu schließen und verharschen zu lassen, so bin ich der Erste, der alsdann Erklärt, ja, sie ist unheilbar, der zugleich aber auch bedauert, daß der liebevolle Busen eines Weibes den Raum für eine so tief wurzelnde Pflanze des Grames abgeben muß.‘

„Das mich betroffene Unheil ist am Ende nicht furchtbarer als das von anderen Leuten erduldete, mein Herz ist aber zu empfindsam, um den Schmerz einer grausamen Berührung je vergessen zu können.“

„Ich bitte Euch, vertraut Euch meinem Freunde an.“

„Ich danke Euch nochmals für Eure mir so schätzenswerthe Theilnahme, muß aber desungeachtet Euren gutgemeinten Vorschlag nochmals ablehnen. Also gefällt Euch diese Halskette?“

„Sie gefällt mir, wie alle diese Kleinodien hier unübertrefflich sind.“

„Und wünscht Ihr sie zu kaufen?“

„Ja wohl, dürfte ich um den Preis bitten?“

„Vater,“ rief Helene, „sage dem edlen Herrn, wie theuer diese Kette ist.“

„Dreihundert Mark, mein lieber Herr.“

„Dreihundert Mark sind viel Geld für eine einzige Kette, doch lange noch keine genügende Belohnung für einen Mann, wie Aegidius von Colonna, ich werde die Kette kaufen, gebt mir einen Streifen Pergament, damit ich Euch eine Anweisung auf den königlichen Schatz ausstelle.“

Helene reichte ihm das Verlangte und der Geheimschreiber stellte einen Empfangschein auf die geforderte Summe aus.

Als er sich vom Tische erhob, worauf er geschrieben, fiel sein Auge auf ein Paar goldene, mit Smaragden besetzte Spangen, welche dazu dienten, den Mantel zusammen zu halten.

Mit Bewunderung hafteten die Blicke des Geheimschreibers auf der kunstvollen Arbeit.

„Was kosten diese Spangen?“ fragte er und deutete mit dem Finger auf den gewünschten Gegenstand.

„Hundert und zwanzig Mark,“ lautete die Antwort des Goldschmiedes, „wollt Ihr sie vielleicht kaufen?“

„Wären sie bedeutend billiger,“ lächelte Nogaret, „so würde ich sie, im Falle meine Kasse solch einen Ausfall erschwingen könnte, kaufen, da sie mir ausnehmend gefallen. Mein anfängliches Interesse an denselben hatte jedoch eine andere Ursache. Ich sah nämlich vor mehreren Jahren auf der Kirchenversammlung zu Lyon ein ganz ähnliches, ja das gleiche Paar, doch kann ich mich im Augenblicke nicht auf den Besitzer entsinnen.“

„Wenn es ein gleiches Paar gewesen,“ versetzte Berthoud aufmerksam geworden, „so ging es nur aus meinem Atelier und aus meiner Hand hervor. Ich bin wirklich begierig, wer auf der Kirchenversammlung sich herabgelassen, ein Product meiner Phantasie und meines Fleißes des Tragens zu würdigen. Erinnert Ihr Euch des Besitzers wirklich nicht mehr?“

„Ich besinne mich eben, doch halt, jetzt dürfte ich meinen Mann gefunden haben; die kunstvollen Spangen hielten den Hermelin jenes stolzen Templermeisters zusammen, als er mir gegenüber trat, den Hermelin Wilhelms von Beaujeu!“

Ein Schrei, zwar leise, aber von einer außerordentlichen Gemüthsbewegung zeugend, entrang sich der Brust Helenens, der alte Goldschmied antwortete jedoch, mit dem Haupte seine Rede bestätigend:

„Ja, ja, so wird es sein, Wilhelm von Beaujeu kam als Großprior der Provence eine Zeit lang sehr oft in meine Werkstatt und ich machte sehr gute Geschäfte mit ihm, denn diese Tempelherren warfen, was Zierrathen anbelangt, die ihnen eigentlich verboten und untersagt sind, das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus. Der stolze Ritter,“ schloß er geschmeichelt, „muß mein Machwerk doch des Tragens werth erachtet haben, daß er sich nicht entblödete, dasselbe nach langen Jahren noch bei einer Gelegenheit zu tragen, wie sie die Welt nicht oft sieht. Ich hielt den Großprior stets für einen klugen und praktischen Kopf und täuschte mich nicht. Ein Ritter, der unter einer so großen Anzahl Edler zu ihrem Herrn und Meister gewählt wird, muß gewiß ein redlicher, braver Mann sein, mir gegenüber hat sich Wilhelm von Beaujeau nie anders bezeugt und in seiner

neuen Stellung wird er alte Gewohnheiten und Sitten nicht abgelegt haben.

Hätte der Greis freilich geahnt, daß gerade der Ritter, welchem er soeben die schmeichelhafteste Anerkennung zollte, der Zerstörer seines Familienglückes sowie die Ursache des Seelenschmerzes seiner Tochter sei; er würde den Zug, seine Goldschmiedewaaren hoch zu schätzen, gewiß nicht sehr hoch angeschlagen haben.

In Helenens Herzen war bei dem Klange des Namens Beaujeus eine merkwürdige Gährung entstanden. Wenn schon sie derselbe treulos verrathen und geopfert, so hatte sie doch noch keinen Augenblick lang aufgehört, ihn zu lieben. Daß sie den Gemahl an jenem unseligen Tage der Großmeisterwahl geflohen, hatte seinen Grund darin, daß ihr Stolz, ihr Ehrgefühl ihrer Liebe durchaus nicht nachstanden.

Ohne jene beiden glaubte sie die Liebe gefährdet, die innige zärtliche Liebe, welche der Ritter geschmäht und mit Füßen getreten, jene unendliche Liebe, der sie Alles geopfert auf Erden, nur die Ehre nicht.

Liebe ohne Ehre kann nicht existiren, Helene achtete sich noch selbst, was sie, abgesehen davon, daß es bei ihrer Seelengröße unmöglich war, bei einem längeren Zusammenleben mit dem Gemahl nicht gekonnt hätte.

Daß ihr liebevolles Herz bei der ihr angethanen Schmach und bei dem Verluste des theuren Gegenstandes einer unheilbaren Krankheit unterworfen blieb, bedarf keiner Erörterung, da wir die Zartheit desselben kennen.

Schon seit Jahren erinnerte sie sich täglich, ja stündlich jenes verhängnißvollen Augenblickes, wo sie ihr ganzes Glück verlor, sie suchte den Gemahl, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch nach Möglichkeit zu entschuldigen.

Man sieht also deutlich, daß die Liebe noch in ihrem Herzen wohnte, die Rache aber keine Stätte darin besaß. Die Liebe kämpfte mit dem Ehrgefühle, aber letzteres siegte.

Beaujeu hatte sie geliebt, sehr geliebt, das fühlte sie und konnte sie füglich nicht vorsätzlich, sondern nur, von der Leidenschaft beherrscht, verrathen haben. Dies ist aber für einen Mann noch immer ein Vergehen, für den liebenden sogar ein Verbrechen.

In ihren Augen war Odo von Chavannes der Dämon, dem sie den Einsturz ihres Glücksgebäudes zu danken hatte, aber ihn verachtete sie jetzt. Sie hatte dem leichtsinnigen Gemahl verziehen, sie liebte ihn noch, mit ihm zusammen zu leben vermochte sie jedoch nicht mehr, gesetzt auch derselbe hätte es gewünscht.

Daß Beaujeu ob seiner Handlungsweise öfters Gewissensbisse empfinde, war sie überzeugt und freute sich deshalb, nicht aber, weil es ihn schmerzen, sondern weil er sich ihrer erinnern und seine Handlungsweise bereuen müsse.

Trotzdem hätte sie ihm gern wissen lassen, daß sie ihm verziehen, woher aber eine Gelegenheit bekommen?

Jetzt schien sich eine darzubieten, sie wollte sie nicht unbenutzt vorübergehen lassen, deshalb trat sie auf Nogaret zu, als er sich eben entfernen wollte und sprach:

„Herr Geheimschreiber, entschuldiget meine Keckheit, wenn ich Euch frage, ob ihr mit Wilhelm von Beaujeu bekannt seid oder nicht?"

„Ich habe eine etwas sehr lebhafte Unterredung mit ihm gepflogen" lächelte Wilhem Nogaret.

„Kommet Ihr wohl noch einmal in seine Gesellschaft?"

„Ohne Zweifel, doch saget, was kümmert Euch jener hochmüthige Templer?"

„Ich will es Euch noch mittheilen, doch ich habe noch eine Bitte, wollet Ihr mir Euren Freund, den Geistlichen, senden? ich glaube, es dürfte doch besser sein, mich einem Seelsorger anzuvertrauen."

„Ihr habt recht, meine gute Frau, und ich werde, falls es Euch genehm ist, denselben in eigner Person in Euer Haus einführen."

Sich verbeugend, antwortete Helene:

„Euer hoher Besuch, edler Geheimschreiber, wird uns stets zu großer Ehre gereichen, Ihr seid uns willkommen, wann Ihr uns auch aufsuchet."

Unter den gewöhnlichen Complimenten entfernte sich Nogaret alsdann mit dem Versprechen, baldigst in Gesellschaft seines geistlichen Freundes wieder zusprechen zu wollen.

Er hielt auch Wort; in wenig Tagen kehrte er mit seinem Freunde Wilhelm Imbert zurück, welcher sich als Predigermönch in Paris aufhielt.

Sie fanden Helene allein, der erste Eindruck, den Imbert auf sie machte, war offenbar ein günstiger.

Man setzte sich, nachdem die Frau die Gäste begrüßt und zum Sitzen eingeladen hatte und es entspann sich ein Gespräch allgemeiner Art.

Allmählig wußte nun Imbert auf die Verhältnisse der Frau überzugehen. Nogaret, dessen Neugierde erregt war und der unwillkürlich eine dunkle That vermuthete, stand seinem Freunde kräftig bei.

Helene fühlte eine offenbare Zuneigung zu dem Geistlichen und zwar eine um so größere, je länger sie sich mit ihm unterhielt.

Der jeglicher Salbung entbehrende Ton von Imberts

Rede gefiel ihr, seine Worte waren einfach, sanft, mild und drangen zum Herzen, in wenig Minuten hatte er mehr Zutrauen von ihrer Seite gewonnen, als ihre Eltern im Verlaufe mehrerer Jahre.

Imbert selbst suchte das Weib zu trösten, weil es sein wirklicher Beruf war. Von seinem Freunde darauf aufmerksam gemacht, er habe es mit einer tief unglücklichen Frau zu thun, sagte ihm die Erscheinung Helenens sogleich, daß er eine Person vor sich habe, welche man am Herzen gekränkt.

Ohne viel Umschweife begann er sie daher um ihr Schicksal zu befragen, da er das Uebel unmöglich heilen konnte, ohne die Ursache desselben zu kennen und sprach sie an:

„Frau Helene, Ihr habet geliebt, sehr geliebt und seid vom Manne Eures Herzens verrathen worden. Verzeiht meine Dreistigkeit, welche vielleicht alte Wunden in Eurer Brust frisch bluten macht, allein ich frage nicht aus Neugierde, sondern um meinem heiligen Berufe zu genügen. Darum noch einmal, verzeiht meine Frage."

Nach einigem Zaudern, das jedenfalls einer reiflichen Ueberlegung galt, antwortete Helene:

„Ich sehe durchaus nichts Ungeeignetes darin, Euch meine Lebensgeschichte kurz mitzutheilen, hoher Herr und lieber Vater. Ich wurde in Marseille geboren und groß gezogen. Als Jungfrau faßte mich eine große, eine sehr große Liebe zu einem Tempelherrn, dieser erwiderte meine Leidenschaft durch keine geringere, kurz ich verließ meine Eltern, ohne ihnen meinen Plan mitzutheilen, welcher ihre Einwilligung nie erhalten haben würde, und ein geweihter Priester des Herrn segnete unseren Bund vor zwei Zeugen ein.

Saget, frommer Vater, beging ich hiermit eine Sünde, ist meine Liebe strafbar?"

„Wenn Jemand in dieser Sache strafbar ist, so seid Ihr es bei Gott nicht, wohl aber der gewissenlose Priester, der den Bund einsegnete und der ihn schließende Templer. Euch trifft kein Vorwurf, als der, Eure Eltern verlassen zu haben, die haben Euch jedoch verziehen und Euer Herz, das dem Gemahl aus Liebe folgte, wie die heilige Schrift es wünscht, darf ruhig und in Frieden schlagen. Frau Helene, Ihr handeltet nach Gefühl und Gewissen, diese dürfen Euch daher auch nicht peinigen."

„Das Verlassen meiner Eltern bedrückt mich nicht, ehrwürdiger Vater, sie haben mich viel zu lieb, um mir mein Glück nicht zu gönnen, dessen war ich gewiß. Wie ist es aber damit, daß ich einen Templer, welcher nur Gott und seinem Orden leben soll, seinem heiligen Dienste entzog und in meiner Liebe einen Theil seiner Pflichten vergessen ließ? In den jüngst verflossenen Jahren meines Schmerzes und Nachsinnens tauchten mannichfache Scrupel in mir auf, an Euch ist es, sie mir zu lösen. Ich glaube immer, Gott straft mich für meine zu große Liebe mit meinem jetzigen Verlassensein."

„Irret Euch nicht, gute Frau, und gebt Euch keiner Täuschung hin, Gott ist kein Richter, welcher über die Eigenschaften urtheilt, die er in des Menschen Herz pflanzte. Daß Euch reine und göttliche Liebe, nicht aber frevle Leidenschaft beseelt, ist mir klar. Noch eins, es ist gewiß nicht des Ewigen Wille, daß sowohl Priester, als auch geistliche Ritter allein und unbeweibt in der Welt stehen. Die Idee, das Gott geweihte Leben werde durch irdische Liebe profanirt, ist lächerlich, denn eine irdische Liebe giebt es nicht. Und schäd-

lich ist jener Grundsatz auch, denn anstatt den Priester zu heiligen, setzt er ihn mannichfachen Versuchungen aus, denen der größere Theil unterliegt, wahrlich, dies kennt Niemand besser als ich. Gott will nicht haben, daß seine reine, beseligende Liebe in unzähligen Herzen erstickt werde, kein Prophet, kein Weiser, kein Buch verlangt dies, das heilige Wort billigt sie im Gegentheile sogar.

Darum beruhigt Euch, gute Frau, Ihr verstießet höchstens gegen eine menschliche Satzung, nicht aber gegen den Willen des Schöpfers. Darum fahret fort in der Geschichte Eures Lebens und theilet mit, was uns zu wissen nothwendig ist.''

„Ich führte,'' fuhr Helene fort, „einige Jahre lang ein Leben des wonnevollsten Glückes, ich liebte meinen Gemahl unaussprechlich, er trug mich auf den Händen. Da kam eines Tages ein Befehl aus dem heiligen Lande, welcher meinen Eheherrn und viele Ritter dahin rief. Unsere Ehe war geheimgehalten worden, ich mußte also entweder zurück bleiben oder in Verkleidung und ungekannt mit ihm reisen. Auf seinen Wunsch zog ich Letzteres vor, ich begleitete ihn als sein Knappe.

Wenn ich während der Ueberfahrt nach Palästina ungemein viel durch das rohe Schiffsvolk auszustehen hatte, so murrte ich nicht. Jahre des Glückes entschädigten mich dafür, da kam endlich der Tag, um den ich ewig trauern muß.

Der wilde Berard, der Großmeister des Ordens, starb, man schritt zur Wahl eines neuen Meisters, ich und viele der Brüder wohnten ihr bei. Mein Gemahl, eine der ersten Größen des Ordens, mußte zum Meister gewählt werden, durch Intriguen aber bekam ein Freund von ihm, ein fal-

scher, heimtückischer Mensch, zu dem ich niemals Zutrauen fassen konnte und vor welchem ich ihn stets gewarnt, ein gutes Theil der Stimmen. Da er ein Zeuge meiner Verheirathung war, verrieth er den Freund und offenbarte unser Geheimniß vor dem ganzen Orden, um es meinem Gemahl unmöglich zu machen, den Ordensstuhl zu besteigen.

In diesem Augenblicke, wo die Leidenschaften des Ehrgeizes, des Hasses gegen den Verräther und der Begierde, ihm den Abacus zu entziehen, in meines Mannes Brust in hellen Flammen loderten, fragte ihn der Wahlcomthur, Gottfried von Salvaing, ob die Anklage gegründet und er verheirathet sei; mein Gemahl war verblendet und leugnete seine Ehe, verleugnete, verrieth mich, verrieth mich einer Krone halber, wo ich doch mein Leben dahingegeben hätte, um ihm einen unglücklichen Augenblick zu ersparen."

Tief erregt schwieg das Weib, ihr Busen hob sich krampfhaft, eine schmerzliche Bewegung fand darin statt, sie senkte ihr Haupt und bedeckte ihr Antlitz mit einem Tuche.

„Also ist Euer Gemahl?" fragte Nogaret zweifelnd.

„Wilhelm von Beaujeu!" schluchzte das unglückliche Weib.

„Der Großmeister?" riefen beide Männer erstaunt aus, obgleich sie es hätten ahnen können.

„Der Großmeister der Tempelherren," versetzte Helene jetzt wieder gefaßt, „ist oder war vielmehr mein Gemahl, er war die Ursache meines wahrhaft übergroßen Glückes, er ist auch die Ursache meines Schmerzes, der fast ebenso groß ist, als meine Wonne von ehemals.

Eine barmherzige Ohnmacht überfiel mich, als Beaujeu, von Odo von Chavannes verrathen, mich verleugnete. Der Comthur von Akkon, Veit Walter, der andere Zeuge meiner

Verheirathung, ließ mich aus dem Wahllocal entfernen und zur Besinnung zurückrufen. Sofort verließ ich, sämmtliche reiche Geschenke meines Gemahls zurücklassend, Akkon und bestieg ein eben absegelndes Schiff.

Getrennt von dem Manne meines Herzens, war es meine erste und heiligste Pflicht, zu meinen greisen Eltern zurückzukehren. Wie ein Blitz durchschoß mich plötzlich der Gedanke, sie könnten nicht mehr am Leben sein, da betete ich dann heiß und flehend, wie noch nie, und der Allgütige erhörte meine Wünsche, ich fand meine theuren Eltern, sie nahmen mich mit offenen Armen auf, sie fragten nicht, warum ich sie verlassen, sie erkundigten sich nicht, wo ich gewesen, sie sahen nur, daß ihr theures Kind unglücklich war, sie tröſteten es und sprachen ihm Muth ein.

Da ich aber weiß, wie die Nachricht meines herben Looses ihr fühlendes Herz auch sehr schmerzlich treffen würde, so habe ich ihnen, besonders auch, weil sie nicht in mich drangen, mein Schicksal nicht mitgetheilt, ich habe sie schon genug betrübt und will nicht neuen Harm in ihre Brust verpflanzen."

„Ihr habet eine um so bitterere Erfahrung gemacht arme Frau," sprach Nogaret nach einer kurzen Pause, „als Eure Liebe aufrichtig, warm und uneigennützig war. Doch was einmal geschehen ist, läßt sich nicht mehr ändern. Vergesset jenen hochfahrenden Templer, reißet sein Andenken aus dem Herzen, er hat Euch nie geliebt!"

Bei dieser Beschuldigung Beaujeu's hob Helene stolz ihr Haupt, blickte Nogaret fest an und erwiderte ihm mit fester Stimme:

„Herr Geheimschreiber, verzeihet mir, wenn ich Euch widersprechen muß. Vergessen kann ich jenen Mann niemals,

sein Andenken ruht zu tief in meiner Brust, ich liebe ihn, liebe ihn dennoch, trotz seines großen Verbrechens an dieser Liebe."

„Das solltet Ihr aber nicht thun, Frau Helene," versetzte der Dominicaner mit der Wärme der Aufrichtigkeit und des Wohlwollens. „Was soll Euch diese Leidenschaft anders bringen, als Vermehrung Eures Schmerzes, Eures Grames? Eure Liebe, die getäuscht wurde, sollte nicht mehr auf dem Gegenstande ruhen, der ihrer unwürdig ist. Beaujeu, dieser stolze Fürst, ist viel zu selbstsüchtig, um Euch jemals im wahren Sinne des Wortes geliebt zu haben, vergesset den, der Euch vergessen konnte."

„Ehrwürdiger Vater, thut meinem Gemahl nicht allzu unrecht, Ihr verwundet mein Herz, welches noch sehr, ach zu sehr an dem stolzen Manne hängt," antwortete Helene betrübt. „Ja, ich liebe ihn noch, trotzdem er mich verrieth, das ist ja eben mein Unglück, aber er liebt mich auch noch, er liebt mich noch so innig, wie vordem, dessen bin ich sicher, so sicher, als wie Gott die Welt regiert. Der leidenschaftliche Mann konnte mich im Drange der Umstände wol einmal verleugnen, vergessen wird und kann er mich jedoch nie. Sehet, edle Herren, dies ist ja eben mein bitterstes Leid, er liebt mich noch, ich liebe ihn noch und darf ihn doch nimmer lieben!"

Bittere Thränen entrollten ihren Augen bei diesem Geständnisse.

„Ihr seid also überzeugt, Beaujeu liebt Euch noch?" redete Nogaret die Frau an, nachdem sie sich in Etwas erholt.

„Ich baue fest darauf, wie auf das Wort Gottes," lautete die entschiedene Antwort.

„Ei, so würde ich ihm auch verzeihen und wieder zu ihm gehen," sprach der Geheimschreiber wieder. „Ihr seid

einmal mit ihm verheirathet und gehört also zu ihm. Er liebt Euch noch, Ihr liebt ihn noch, saget, was verlangt Ihr mehr?"

„Herr Geheimschreiber, Ihr habt noch nicht geliebt, sonst würdet Ihr nicht also reden. Ja, ich liebe Beaujeu noch, ich habe ihm seinen Fehltritt verziehen, vergessen jedoch kann ich ihn nicht. Es ist der Alp meines Lebens und wird stets mit unendlichem Gewichte auf meiner Brust liegen.

Nein, nein, ich entsage jeglichem Glücke für die Zukunft, ich lebe nur noch meinen Eltern, ich werde für sie beten, für die theuern, und für ihn, für meinen schwachen Gemahl, den ich unendlich liebe.

Eine Bitte habe ich noch zu stellen, hoher Herr, und ich hoffe, Ihr werdet mir die Gewährung nicht verweigern, falls sie in Eurer Gewalt steht. Mein Ehrgefühl läßt ein persönliches Begegnen mit Beaujeu nicht zu, doch möchte ich ihm gern wissen lassen, daß ich ihm verzeihe und ihn noch liebe, ich bin fest überzeugt, es wird ihm eine große Beruhigung sein, er bereut seinen Schritt und wird mich ob meiner Versöhnlichkeit noch mehr lieben, und seine Liebe thut mir so wohl. Wollt Ihr, edler Herr und frommer Bruder, einer armen, unglücklichen Frau diesen unendlichen Freundschaftsdienst erweisen, so wird sie Euch ihr Lebelang dafür dankbar sein und in ihr Gebet einschließen."

„Obgleich ich Eure Ansicht durchaus nicht theile," versetzte Imbert kopfschüttelnd, „und den Templer die Strafe für diese Sünde schon hier ereilen müßte, so sehe ich doch nicht ein, warum ich Euch Euren Wunsch nicht erfüllen soll, liebevolles Weib. Ihr habet schon genug gelitten, dieser Trost soll Euch nicht genommen werden. Ich werde Eure Bitte erfüllen und Euren Auftrag persönlich ausführen. Nur müsset

Ihr mir vergönnen, die Zeit, wann? mir selbst zu überlassen; augenblicklich bin ich nicht Herr meiner selbst, doch hoffe ich, daß eine Kirchenversammlung Euren Gemahl jedenfalls in Bälde wieder nach Europa führt, alsdann soll mich nichts von der Erfüllung Eurer Wünsche abhalten. Ziehet sich ein Concil jedoch in die Länge, so werde ich denselben in Akkon heimsuchen. Die bis dahin noch verstreichende Zeit soll die verdiente Strafe für seinen Frevel sein."

„Ich danke Euch, frommer Bruder, ich danke Euch. Der Gedanke, mein Wilhelm wird ob meiner Verzeihung wieder froh und glücklich sein, macht mein Herz ordentlich leicht. Ach, ich wollte, ich könnte ihn nur ein einzig Mal, ein allereinzig Mal sehen, blos noch einmal sehen, dann wollte ich so gern sterben, doch es geht nicht, es darf nicht sein, ich will ja auch darauf verzichten, was liegt denn an meiner geringen Person, wenn nur er, der tapfere Ritter, wieder glücklich wird. Aber nicht wahr, mein guter Bruder, Ihr besorgt meine Aufträge pünktlich, so daß ich mich darauf verlassen kann, denn ich würde untröstlich sein, wenn mein Gemahl auch nur einen einzigen Augenblick lang glaubte, ich könnte ihn hassen."

„Beruhigt Euch, ich schwöre es Euch bei dem allmächtigen Gott, welchem ich diene, ich erfülle Euren Wunsch, falls ich am Leben bleibe. Beaujeu hat schlecht an Euch gehandelt, es ist wahr, doch hat der Orden Anderes verschuldet, wogegen Eures Gemahls Vergehen noch als eine fromme Handlung erscheint."

„Nicht wahr, ehrwürdiger Vater, er ist besser als alle seine Brüder, ich wußte, o ich wußte es schon seit der ersten Stunde der Bekanntschaft mit ihm, sein Herz ist zart und gut, aus eigenem Antriebe und mit Vorbedacht verrieth mich

mein Wilhelm nicht, er that es nur im Rausche des Augenblickes, nicht er sündigte an mir, sondern sein Kleid."

„Wieder ein Glied mehr in der Kette der Verbrechen," sprach Nogaret anscheinend für sich, „welche der Orden seit unzähligen Jahren an einander reihte. Es ist unerhört, welches Unheil jene verworfene Brüderschaft schon auf Erden stiftete. Gottes Langmuth ist groß, endlich aber wird sie doch zu Ende gehen. Glaubet mir, Imbert und Ihr, verlassene Frau, kommt Prinz Philipp auf den Thron und regiert in der Weise, wie ihn Colonna erzog, so sind die Tage des Ordens gezählt. Er, der junge Fürst, wird mit Hülfe seiner Freunde, wozu mich zu zählen ich die hohe Ehre habe, jenen Coloß stürzen, der die Welt zu verzehren droht."

„Glaubet es nicht, edler Herr, glaubet es ja nicht," rief Helene eifrig, „unterschätzet Wilhelm von Beaujeu nicht; er ist klug, tapfer und groß wie Keiner. Euer zukünftiger König wird sich das Haupt an seiner ehernen Figur einrennen."

„Was mit Gewalt nicht erreicht wird, muß mit List versucht werden," gegenredete Wilhelm Nogaret hitzig, „im Kampfe mit jenem übergefährlichen Ungethüm ist jedes Mittel erlaubt und gut."

„Was reizt Euch denn zu solch' großem Grimme gegen jenen Orden?" fragte Helene unwillig.

„Was mich reizt, Weib des Templers?" rief Wilhelm Nogaret mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen, „meine Mutter wurde von einem Templer verführt und ich bin die Frucht davon. Mich versuchte ein grausamer Vater, den Ordens-Gebräuchen gemäß, umbringen zu lassen, meine Mutter aber wurde von der Nacht des Wahnsinns befallen, als mein Vater ihres Unglücks noch spottete. Ich schwur Rache

zu nehmen an jener übermüthigen Sippschaft, und Gott der Gerechte wird mir an Philipp ein gewaltiges Werkzeug liefern. Der Orden muß untergehen, damit ähnliche Schandthaten sich nicht erneuern, er muß!"

Erschüttert lauschte Helene den Worten des Geheimschreibers, endlich begann sie schüchtern:

„Ihr möget Recht haben, der Orden birgt viel Frevel in sich, doch Gott will nicht den Tod, sondern die Bekehrung des Sünders, auch sind ja viele Templer gerechte Leute, darum sollte man den Orden aufheben, die Mitglieder desselben jedoch am Leben lassen."

„Wenn Solches anginge, würde es allerdings das Einfachste sein, doch wird die Aufhebung einen schweren Kampf kosten, und Gott allein weiß, wer am Ende Sieger bleiben wird."

„Gott ist mit dem Gerechten," sprach Helene, „die gute Sache wird triumphiren."

„So lange der Orden noch festen Fuß in Palästina hat, sind unsere Bemühungen zu seinem Sturze vergebens; der Glaube an seine Heiligkeit wurzelt noch zu tief in dem Volke, welches ihn nicht kennt. Man scheut sich noch, ein Institut anzugreifen, welches, vom Papste begünstigt, das Christenthum in dem Lande vertreten soll, wo der Heiland wirkte und litt," sprach Wilhelm Nogaret. „Lasset jedoch Akkon gefallen, die Templer aber aus dem Oriente vertrieben sein, alsdann ist es Zeit, sie zu fassen und unschädlich zu machen. Ich habe die feste Ueberzeugung, die Christenheit gewinnt durch den Verlust des heiligen Landes unendlich mehr, als durch seinen vollständigen Besitz.

Wenn mich nicht Alles täuscht, so kennt der Großmeister von Beaujeu den Standpunkt des Ordens zu genau, um nicht alle Kräfte aufzubieten, Palästina, respective Akkon zu halten."

„Ich glaube dies nicht, mein Freund," entgegnete Imbert kopfschüttelnd. „Zu welchem Behufe würde er sonst seine Kräfte jetzt nutzlos in einem Streite mit dem Fürsten von Antiochien opfern?"

„Wenn Du annimmst, Imbert, Beaujeu verschwende Leute und Mittel, so irrst Du Dich sehr. Der kluge Großmeister weiß, daß in Antiochien wenig zu holen ist. Um die Ordensehre zu wahren, mußte er jedoch zum Schwerte greifen, deshalb schickte er eine Hand voll tapferer Ritter und einige hundert Reisige ab, um mit Antiochien zu scharmützeln, sei aber versichert, den Sultan wird er mit blutigem Kopfe von Akkon zurücktreiben. Regiert er lange, so geschieht es, daß sich der Orden wieder hebt, denn er weiß den äußern Schein zu wahren; fällt Akkon aber vor dem Schlusse dieses Jahrhunderts, so begräbt es den Oden des heiligen Tempels zu Zion unter seinen Trümmern."

„Ich wollte auch im Interesse der Menschheit," ließ sich Helene vernehmen, „es löste sich der Verband des Ordens, jedoch in einer Weise, daß die Mitglieder dabei ungefährdet blieben. Es giebt doch etwelche darunter, die brave, fromme Leute sind, man nehme nur den Marschall von St. Lô und die Comthure St. André und Veit Walter. Andere sind noch nicht so verdorben, um nicht noch leichtlich Vergebung zu finden. Der barmherzige Gott im Himmel wird meinem Gemahl seine Sünde nicht zu hoch anrechnen. Was aber die Uebrigen betrifft, so sündigen Viele aus Gewohnheit, doch darf man auch nicht vergessen, daß sie fast Alle ihr heißes Blut schon im Kampfe mit den Heiden zur Ehre Gottes vergossen und der Christenheit viel genützt haben."

„Zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Christenheit haben sie ihr Blut vergossen?" unterbrach sie Imbert rasch.

„Ich will es Euch besser sagen. Um einer Rauflust Genüge zu leisten, die die Sinne jener stolzen Ritter verzehrt; um sich einer vor dem andern auszuzeichnen; um sich eine Bahn zu Würden und Ehren zu gründen: darum kämpften sie unaufhörlich und wurden der Muselmänner Schrecken, wie es auch bei Männern nicht anders zu erwarten ist, welche von frühster Jugend an zu Streit und wildem Raufen erzogen wurden. Machet ihnen daher aus ihrer einzigen Leistung kein Verdienst, bei Gott, sie ist gering genug. Der Mann ist nicht geschaffen, um sein Leben einzig und allein der Vernichtung anderer Geschöpfe zu widmen."

„Sie haben doch auch noch andere und zwar gute Eigenschaften," wagte Helene einzuwenden.

Lächelnd erwiderte der Dominikaner:

„Gute Frau, es ist schade, daß sich Euer Herz einem Templer weihte, bei Gott und unserer lieben Frauen, es verdiente ein besseres Loos. Seid jedoch überzeugt, ich bin der Mann nicht, der einem Andern zu viel thut; mit gutem Gewissen spreche ich aber: eine gute Eigenschaft und Templer passen nicht zusammen. Ich habe unter ihnen gelebt und, wie ein Adler nach seiner Beute, nach einem lebensfrischen Zweiglein im Orden gespäht, es war aber vergebens, eher findet man einen in die Wogen des Meeres geworfenen Ring wieder, als eine Idee von Frömmigkeit in dem verdorbenen Orden."

„Ihr erschreckt mich, ehrwürdiger Vater, wenn Ihr durchaus keine Ausnahme macht. Ich kann Euch aber im vollen Ernste versichern, es giebt wirklich brave Brüder unter jenem Orden, war ich doch nur kurze Zeit unter ihnen und fand, wenn auch viel, sehr viel Schlimmes, doch auch einige recht brave und tugendhafte Leute," sprach Helene.

„Das ist schon möglich," entgegnete ihr der strenge Mönch, „was kann es aber nützen, wenn unter unzähligen verdorbenen Weizenkörnern noch ein gutes sich befindet? Es bleibt ohne Nutzen für die Welt, ja es wird sogar nicht einmal anerkannt. Darum ist es immer gut, wenn der Orden sobald als möglich eingeht, Gott wird das Korn schon von der Spreu scheiden."

„Er wird," begann Helene nachdrücklich, „seiner Zeit schon den Orden zur Rechenschaft und Strafe ziehen."

„Gott gab der Menschheit Freiheit und Kraft zum Handeln," sprach Nogaret ernst, „Klugheit zum Ueberlegen, Muth und Ausdauer. Darum muß der Mensch auch auf sich rechnen, er muß schaffen, streiten und sich mühen und darf nicht Alles leichtsinnig auf Gott und seine Vorsehung schieben. Gott wird jenseits richten, strafen und belohnen, hier hat er aber eine Obrigkeit dazu eingesetzt und sie mit Macht und Weisheit ausgerüstet."

„So ist es," bemerkte Imbert beifällig; „die Obrigkeit führt das Schwert der Gerechtigkeit."

Der Tag ging zur Rüste, die beiden Freunde entfernten sich mit dem Versprechen, Helene bald wieder zu besuchen. Ihr Dank folgte ihnen.

Auf der Straße angekommen, unterhielten sie sich flüsternd weiter.

„Der Orden soll und muß vernichtet werden, Nogaret, und zwar bald," sprach Imbert.

„Wir können nicht eher etwas ausrichten, als bis der Kronprinz den Thron bestiegen hat," lautete des Geheimschreibers Antwort. „Alsdann müssen wir uns dessen Person gänzlich bemächtigen. Wie dies geschehen soll, darüber bin ich ganz und gar mit mir im Klaren. Colonna sucht,

um das Werk seiner Erziehung würdig zu beschließen, einen frommen Beichtvater für den Prinzen. Ich werde Dich ihm vorschlagen und bin überzeugt, daß Du angenommen wirst. Stirbt dann einmal der König, so wird es Dir leicht möglich, mir zum Amte eines Canzlers zu verhelfen, im Falle ich es nicht schon bei Lebzeiten des jetzt noch regierenden Königs erlange, wozu ich die gegründetsten Hoffnungen habe. Sind wir Beide in unseren hohen Stellungen alsdann nicht im Stande, dem jungen Könige unsere Pläne plausibel zu machen, so will ich niemals ein vernünftiges Wort geredet haben."

„Die Stelle eines königlichen Beichtvaters," versetzte Imbert, „ist ein schönes, erhabenes Amt, in welchem man Segensreiches leisten kann. Es steht aber ganz und gar nicht in meiner Hoffnung, desselben unter gewiß sehr vielen Candidaten habhaft zu werden."

„Wilhelm, ich bin der Liebling sowohl Colonna's, als auch des Königs. Wenn ich einen Beichtvater vorschlage, so wird man meinen Mann sofort prüfen, genau prüfen, das weiß ich. Dies ist es aber eben, was ich wünsche. Wenn man Dich, Du edler Mann, prüft, bist Du schon so gut wie acceptirt.

Dies ist unser erster Schritt, Wilhelm," fuhr der Geheimschreiber fort. „Der andere ist der: Sobald wir in unseren neuen Stellungen und des jungen Königs sicher sind, müssen wir den Sultan vermögen, Akkon unvermuthet anzugreifen. Wir garantiren ihm, daß von Seiten des Abendlandes, wenigstens in der ersten Zeit, in Akkon keine Unterstützung eintrifft. Die Ueberraschung wird das Nöthige thun. Die Orden müssen sich einschiffen, der Fürst von Antiochien wird sich nach den letztstattgehabten Vorfällen voraussichtlich hüten,

ihnen sein Land zu öffnen, wodurch zum Mindesten die Templer gezwungen werden, ihren Hauptsitz in ein ander Land zu verlegen.

Ist dies geschehen, dann beginnt erst unsere eigentliche unermüdliche Thätigkeit. Wie der Orden nichts scheut, weder List, Gewalt, noch Verrath, so werde auch ich kein Mittel unversucht lassen, jene schändliche Congregation zu Fall zu bringen. Ich glaube, Gott hat unsere Schritte nicht umsonst nach Paris gelenkt, Wilhelm, wir mußten uns auf seinen Willen finden und verstehen lernen."

„Nogaret, mein theurer Freund, Deine Worte sind nicht Gottes Wort entsprechend und dürften vielen Widersprüchen Raum geben, trotzdem willige ich in Deinen Plan. Jenes Gebäude muß gestürzt werden, einerlei auf welchem Wege, wenn es nur fällt. Sind wir genöthigt, krumme und dunkle Pfade einzuschlagen, so wird uns der Ewige unsere Sünde schon verzeihen, handeln wir doch in guter Absicht und gewinnt die ganze Welt dabei. Darum bin ich Dein Freund auf Leben und Tod, Nogaret, wir werden unser Unternehmen glücklich vollenden oder dabei untergehen."

Herzlich schüttelten sie sich alsdann die Hände und gingen jeder, ohne nur ein Wort zu erwähnen, heim.

Drittes Capitel.

Es ist nun Zeit, mit raschem Schritte über einige Jahre hinweg zu gehen, die wenig Interessantes für den Leser, sondern nur für den Historiker Bemerkenswerthes enthalten, ich meine nämlich in Bezug auf die Verhältnisse des Morgenlandes.

Ein Ereigniß war eingetreten, welches Wilhelm von Beaujeu wohl nicht erwartet.

Der langwierige Krieg zwischen den Tempelherren und dem Fürsten von Antiochien, also zwischen Christen und Christen, hatte die Verhältnisse beider Länder sehr zerrüttet. Jetzt ereignete es sich nun, daß Karl von Anjou eine ziemlich bedeutende Besatzung nach Akkon warf und den Grafen Roger von St. Severino mit dem Commando betraute.

Schon vorher war Hertandus, ein vornehmer Tempelherr, auf des Großmeisters Geheiß nach Rom gegangen, um Unterstützung zu beanspruchen und Papst Nicolaus IV. schickte zu gleicher Zeit mit Anjous Truppen fünfzehnhundert Mann. Der heilige Vater hatte jedoch seine Leute schlecht ausgesucht, denn verworfeneres Gesindel konnte er nicht schicken, jedenfalls hatte es ihm wenig oder gar nichts gekostet.

Sowie Wilhelm von Beaujeu nur die Nachricht vernahm, beide Truppenabtheilungen wollten in die Stadt einziehen, eilte er zu Nicolaus Lorgue, dem Großmeister der Hospitaliter, sowie zum Vertreter und Höchstcommandirenden des deutschen Ordens, um sie zu bewegen, ihnen den Eintritt mit Gewalt zu verwehren.

Die beiden schlugen ob der Ansicht Beaujeus die Hände über dem Kopfe zusammen, hielten ihn für wahnsinnig, daß er längst ersehnten Hülfstruppen die Aufnahme verweigern wolle und sprachen sich schließlich mit aller Entschiedenheit gegen seinen Vorschlag aus.

So zogen sowohl die Truppen Anjous, als die päpstlichen Rotten ein.

Von nun an ging es mit der christlichen Herrschaft in Palästina reißend abwärts.

1285 war Philipp von Frankreich gestorben und der Kronprinz Philipp, genannt der Schöne, bestieg den Thron.

Auf den Vorschlag seines Beichtvaters Wilhelm Imbert, den man wirklich zu dieser Stelle angenommen hatte, ernannte er Wilhelm von Nogaret zu seinem Canzler. Von diesem Tage an leuchtete ein trüber Stern ob dem Orden der Tempelherren.

Sofort ging ein Gesandter Nogarets mit heimlichen Aufträgen an Sultan Melech Seraph, den Nachfolger Bendoctars. Ob er im Sinne und Auftrag seines Herrn gewirkt, bleibt unerwiesen, die Christen in Palästina gruben sich selbst ihr Grab.

So erschien das Jahr 1290, in Akkon standen die Verhältnisse, wie sie wohl nie schlimmer gestanden hatten.

Bislang hatte nach einem stillschweigenden Uebereinkommen der Großmeister der Templer Wilhelm von Beaujeu den

Oberbefehl in der Stadt geführt, ebenso auch der Polizei vorgestanden.

Als Roger von St. Severino jedoch nun Truppen besaß, verlangte er das Commando in Akkon; die geistlichen Orden verlachten ihn aber. Der Anführer der päpstlichen Horden, ein im Kriege und Schlechtigkeiten ergrauter römischer Condottiere, verhöhnte Alle zusammen, der Patriarch von Jerusalem aber wurde von keiner Seele auch nur angehört. Kurz, es handelte jeglicher Mann nach Gutdünken.

Als endlich der König von Cypern noch Mannschaft schickte, und einige Pisaner Schiffe eintrafen, welche auch den Oberbefehl beanspruchten, so herrschte eine Unordnung in der Stadt, welche alle Begriffe überstieg.

Um das Maaß zu füllen, fingen die päpstlichen Söldner, denen der Sold ausblieb, zu rauben und zu plündern an.

Von nun an waren alle Banden der Gesetzlichkeit gelöst, es gab keine Polizei mehr, Humanität wurde gar nicht mehr beobachtet, Akkon war eine Höhle des Lasters, ein Aufenthalt des Schreckens; Meuchelmord, offenbare Gewaltthat, Raub und Ehebruch, Alles vereinigte sich, um die unglückliche Stadt gänzlich zu verderben.

Als die römischen Söldner in Akkon nichts mehr zu plündern fanden, so rückten sie aus und verheerten wehrlose, sowohl christliche, als saracenische Landstriche mit Feuer und Schwert.

Diese feige That war Akkons Todesstoß.

Sultan Melech Seraph sammelte ein Heer, zuvor schickte er, wahrscheinlich aber zum Scheine, eine Gesandtschaft nach Akkon, die Genugthuung verlangte. Wer sollte sie aber geben? Unverrichteter Sache mußte sie wieder abziehen.

Sultan Melech Seraph erschien demnach am fünften April 1291 mit fast zweimalhunderttausend Mann im Angesicht von Akkon.

Bevor wir weitergehen, wollen wir erst einen flüchtigen Blick auf die uns bekannten Personen werfen.

Wilhelm von Beaujeu war sehr alt geworden, Bart und Haare waren silbergrau und die Stirne gefurcht, dagegen der Blick seines Auges, die Würde und Kraft seines Auftretens noch dieselben. Die Last der Regierung, welche kein Großmeister wie er empfunden, hatten ihn kalt gegen alle Freude und Lust gemacht, selbst Helene, seine Gemahlin war mit der Zeit in Vergessenheit gerathen.

Veit Walter glich einem ehrwürdigen Patriarchen; ein langer, schneeweißer Bart wallte auf die breite Brust hernieder, sein Auge blickte fromm gen Himmel, er hatte seinen Gott wiedergefunden. Hoch bei Jahren sehnte er sich nach einem baldigen Tode, das Ordensleben gefiel ihm nicht mehr. Als Comthur von Akkon versuchte er in Gemeinschaft mit Bertrand von St. Lô und Gaston von St. André eine Zeit lang bei der Ueberhandnahme der Verwirrung die Polizei der Stadt zu handhaben. Was aber Wilhelm von Beaujeu nicht vermochte, konnte auch ihm nicht gelingen.

Der Ordensmarschall Bertrand von St. Lô zeigte noch dasselbe Aeußere, als damals, wo wir ihn kennen lernten, nur daß Bart und Haar schneeweiß waren, woran jedenfalls seine sechzig Jahre die Schuld trugen.

Auf seine übrigen Eigenschaften waren sie jedoch ohne Einwirkung geblieben.

Gaston von St. André war dagegen gealtert. Unausgesetzte Strapatzen und innerer Kummer hatten sein Antlitz gefurcht und mit einem tiefen Zug des Schmerzes um den

Mund versehen. Auch machten sich die Jahre in seinem Haare und starken Bart bemerklich.

Die täglichen, schrecklichen Vorkommnisse, sowie das Vorhandensein keiner Aussicht, die Sachlage zu ändern, waren nicht ohne Einfluß auf sein Gemüth geblieben. Still, verschlossen und unzugänglich, theilte er sich nur wenig Auserwählten mit, als Veit Walter, St. Lô und dem Stallmeister Heinz.

Seinen einzigen Trost in all den Leiden bildete nur der Gedanke an die Liebe Margueritens; sie richtete ihn auf, wenn er verzweifeln wollte, sie ließ ihn auf der einmal betretenen Bahn nicht stille stehen. Sie war und blieb das Idol, welches er vergötterte und das als guter Engel über ihm schwebte.

Jacob von Molay, in Ausschweifungen übersättigt, hatte sich in den letzteren Jahren dem Dienste des Ordens mit mehr Eifer zugewandt und zeigte eine große Brauchbarkeit, auch hatte ihn das Alter weniger berücksichtigt, als man glauben sollte. Wenn schon ohne festen Character, besaß er doch eine zähe Natur.

Heinz Vieppach hatte seine Scherzhaftigkeit verloren und war Gaston nicht nur ein ergebener Diener, sondern auch ein treuer Freund.

Gottfried von Salvaing lebte nicht mehr, ein hitziges Fieber war die Ursache seines Todes. Sein Nachfolger als Seneschall wurde Aegidius von Isle-Bouchard.

Johann von Gaudin weilte noch in Marseille, sehr geschäftig seinem Auftrage obliegend. Er sandte von Zeit zu Zeit Nachrichten an den Großmeister, doch gelangten sie nie bis zu den Ohren der Mitglieder des Generalcapitels.

Was den inneren Orden anbelangt, so fanden in letz-

terer Zeit sehr wenig Sitzungen desselben statt. Es mochte den Mitgliedern einestheils der schlimmen Zeiten halber die Gelegenheit dazu abgehen, Beaujeu und die Ordensobern hatten wenigstens Wichtigeres zu thun; anderentheils fehlte wahrscheinlich die Lust, in solcher Zeit des Schreckens und der Noth auch noch Blasphemien zu treiben.

Als Melech Seraph vor Akkon erschien, hatte er das ganze übrige Besitzthum der Christen schon in seiner Gewalt, mit Ausnahme der Pilgerburg der Templer, Sidons und Tyrus. An Mannschaften mochte die Besatzung wohl zählen dreihundert Tempelherren mit vielleicht zweitausend Reisigen, zweihundert Hospitaliter mit ebensoviel, das heißt zweitausend Reisigen, fünfzig deutsche Ritter mit tausend Knappen, fünftausend Sicilianer, fünftausend Cyprioten, fünfzehnhundert Römer, zweitausend Pisaner, welche alle im Vereine mit den Bürgern der Stadt wohl dreißigtausend Streiter ausmachen konnten.

Daß die Vertheidigung, respective Erhaltung der Stadt nur unter einem einzigen Oberbefehlshaber zu bewerkstelligen sei, leuchtete Jedermann ein. Doch schritt man nicht eher zur Wahl eines solchen, als bis Melech Seraphs Vorposten erblickt wurden. Wahrscheinlich würde man auch jetzt noch in unzeitiger Eifersucht gezögert haben, hätte nicht Johann von Villiers, der an Stelle des 1289 gestorbenen Nicolas Lorgue zum Großmeister der Hospitaliter erwählt worden, den bestimmten Antrag gestellt und erklärt, im Falle der Nichtannahme mit seinem ganzen Orden abziehen zu wollen. Noch am selbigen Abende nach der Vesper zogen die verschiedenen Heereshaufen auf den Marktplatz der Stadt und gaben, Mann vor Mann, ihre Stimmen ab.

Wilhelm von Beaujeu feierte einen herrlichen Triumph.

Sämmtliche dreißigtausend Stimmen vereinigten sich, ohne daß auch nur eine einzige mangelte, auf seine Person.

Man konnte aber auch gleich bemerken, daß die Leute einen guten Instinkt besaßen, als sie ihn zum Oberbefehlshaber erkoren, denn es vergingen keine vierundzwanzig Stunden, so herrschte in Akkon vollständigste Ruhe und Ordnung, jeder Mann befand sich auf dem ihm angewiesenen Boden, man arbeitete ohne Unterlaß an der Ausbesserung der Befestigungswerke, so daß, als Seraph die Stadt einschloß, dieselbe sich in gutem Vertheidigungszustande befand.

Am Rüstigsten gingen ihm Veit Walter, Gaston von St. André und Jacob von Molay an die Hand, überhaupt bezeigten sämmtliche Templer einen Eifer, der ihres hohen Kriegsruhms würdig war. Tag und Nacht verließen sie die Mauern und Wälle nicht, während die Hospitaliter, eifersüchtig auf Beaujeus Triumph, sich ziemlich passiv verhielten und den Geboten des Oberbefehlshabers mit auffallender Lässigkeit nachkamen.

Dies und weil er sich auf seine Ritter am Meisten verlassen konnte, mochte Beaujeu daher auch bestimmen, sämmtliche Unterbefehlshaberstellen seinen Brüdern anzuvertrauen.

Der Comthur Jacob von Molay bewachte mit dreißig Galeeren die Seeseite und hatte seinen Sitz im Fliegenthurme.

Die Außenseite und Vorwerke waren dem tapferen Bertrand von St. Lô übergeben, der nach einem Kampfe mit den Heiden lechzte.

Die Nordostseite der inneren Stadt mit dem Thore von St. Leonhard befehligte der Comthur Gaston von St. André. Auf der Südostseite mit dem Thore von St. Nicolaus und dem Thore der Patriarchen gebot der Seneschall Aegidius

von Isle-Bouchard, an dem einspringenden Winkel in der Mitte der Ostseite der Comthur von Jerusalem, Gilbert Areticus.

Im Schlosse der Templer, wo sich die gesammten Schätze des Ordens befanden, herrschte Wilhelm von Beaujeu selbst, direct unter ihm focht als sein Adjutant und Stellvertreter im Ordensgebäude, Veit Walter, der Comthur von Akkon.

Die römischen Söldner hatte Beaujeu vertheilt, da man sich durchaus nicht auf sie verlassen konnte, um ihnen einen Punkt allein anzuvertrauen, und allen Anführern strenge anbefohlen, jeden von ihnen, sobald er nur eine Miene des Ungehorsams oder der Widersetzlichkeit zeige, auf der Stelle niederzuhauen.

Gaston von St. André befehligte die Cyprioten und zwanzig seiner Brüder, Gilbert Areticus und Aegidius von Isle-Bouchard die Bürger, jeder aber unterstützt von dreißig Tempelherren und dreißig Hospitalitern und der Hälfte der deutschen Ritter mit den entsprechenden Knappen.

Jacob von Molay hatte die seekundigen Pisaner sowie fünfzig Hospitaliter unter seinem Commando. In der Stadt selbst lagen zur persönlichen Verfügung des Großmeisters sechstausend Bürger, hundert und fünfzig Tempelherren mit tausend Knappen, fünfzig Hospitaliter mit fünfhundert ihrer Knechte, der Kern der Vertheidigung.

In den Verschanzungen außerhalb der Stadtmauern wehte, wie wir wissen, das Banner des Ordensmarschalls Bertrand von St. Lô. Da er auf dem gefährlichsten Posten stand und eine ausgebreitete Linie zu vertheidigen hatte, so standen ihm auch die entsprechenden Mittel zu Gebote.

Die fünftausend kriegserfahrenen Sicilianer, Kerntruppen Karls von Anjou, fühlten sich glücklich, unter dem ge-

waltigen, so viel gerühmten Ordensmarschall zu kämpfen. Siebzig Tempelherren und vierzig Ritter vom Hospital, nebst allen noch disponiblen Knappen und Reisigen waren ihm beigegeben.

Die Sachlage ist also folgende: Akkon ist von allen Seiten, ausgenommen von der Ostseite, vom Meere umgeben. Die Seeseite wird von Jacob von Molay vertheidigt oder vielmehr blos beobachtet, da dort kein Feind zu befürchten war.

Um die Ostseite zogen sich zuerst große Verschanzungen. Sie sind der Obhut Bertrands von St. Ló anvertraut.

Die Ostseite der Stadt selbst, das heißt deren Mauern und Befestigungswerke, stehen unter drei Befehlshabern.

Auf der Nordseite vom Thore St. Bernhard befehligt Gaston von St. André, in der Mitte im einspringenden Winkel, Gilbert Areticus, an der Südseite der Seneschall Aegidius von Isle-Bouchard.

Wilhelm von Beaujeu ist überall und nirgends, seine Gegenwart belebt alle Streiter, sein kühner Blick, sein festes und doch freundliches Auftreten gewinnt ihm die Herzen der Krieger, der Ruf seiner Mannhaftigkeit begeistert sie.

Veit Walter hat das Innere der Stadt durch Verhaue und Barrikaden auf's Beste in Vertheidigungszustand gesetzt, besonders der Thurm des Großmeisters ist uneinnehmbar. Dort hat er auch seinen Sitz aufgeschlagen.

So standen die Angelegenheiten, als Sultan Melech Seraph zur Belagerung überging.

Er galt für einen klugen, energischen Kriegführer und seine Anstalten dienten nicht dazu, ihm diesen Ruf zu rauben. Am 9. April machte er den ersten Anlauf auf die äußeren Verschanzungen und zwar mit einer Umsicht und

Kraft, daß die Türkenscharen auf der ganzen Linie in dieselben eindrangen.

Nach einem blutigen, erbitterten Kampfe warf sie aber Bertrand von St. Lô wieder hinaus. Seine Ritter und Reisige kämpften wie die Löwen, wurden aber auch von der zehnmal stärkeren Anzahl der Gegner zur Hälfte niedergehauen.

Nur der außerordentlichen Tapferkeit des Marschalls, seiner unendlichen Ausdauer und dem Umstande, daß er sein Banner eigenhändig mitten unter die Feinde warf, und es alsdann mit seinen Ordensbrüdern wieder heraushieb, hatten es die Christen zu verdanken, daß an diesem Tage der Sieg auf ihrer Seite blieb.

Wilhelm von Beaujeu gefiel dieser Kampf durchaus nicht.

Der tapfere St. Lô konnte mit dem Verluste der Hälfte seiner auserlesenen Leute den ersten Sturm kaum abschlagen, dem zweiten mußte er bestimmt erliegen, wenn die in seinen Truppen eingerissenen Lücken nicht schleunigst mit gleich tüchtigen Leuten ausgefüllt wurden. Mannschaft in die Verschanzungen werfen, hieß aber die Besatzung der eigentlichen Stadt schwächen.

So leid es ihm auch that, mußte der Oberbefehlshaber die Außenwerke aufgeben und der Zerstörung Preis geben.

St. Lô erhielt also Befehl, am Abend durch das Thor St. Nicolas einzuziehen, nachdem er die Pallisadenreihen und die sonstigen meist aus starkem Holz und Erde erbauten Werke in Brand gesteckt.

Der Marschall befolgte den Befehl mit der größten Genauigkeit; die Türken wagten sein Vorhaben nicht zu stören, seine heutige Bekanntschaft hatte ihnen durchaus nicht gefallen.

Im hellen Scheine der im Dunkel der Nacht zum Himmel auflodernden Flammen bewerkstelligte Bertrand von St. Lô, der an Jahren alte, aber an Kraft und Dauer noch junge Marschall seinen Rückzug. Ein eigenthümliches Mißbehagen befiel ihn, als er gezwungen in die Stadt zurückkehrte, die schon so oft den Proben seiner Tapferkeit Beifall gespendet.

In der Veste der Templer angekommen, bot ihm Veit Walter einen großen Humpen Wein an. Er nahm ihn an, blickte düster in das lichte Gold des Weines und sprach dann zum alten Freunde:

„Veit Walter, ich bin nun über sechzig Jahre alt geworden, habe manche rühmliche That vollbracht, aber auch schon manchen unglücklichen Tag erlebt. Freund, mit unserer Herrschaft geht es zu Ende, ich fühle das, glaubt es mir. Noch niemals stritt ich mit größerem Muthe und in Gesellschaft tapfererer Krieger, als wie heute, und mußte meine Position nach dem ersten Angriffe aufgeben. Veit Walter, das ist ein schlechtes Omen!"

Er trank nach diesen Worten seinen mächtigen Becher auf einen Zug leer, worauf er ihn niedersetzte.

Der Comthur von Akkon antwortete ihm:

„Marschall, machet Euch keine Sorgen. Die leichten Verschanzungen um die Stadt sind die Stadt selbst noch lange nicht. Wenn Seraph mit seinen Leuten auch in Deine ungedeckten Werke einzudringen vermochte, so soll er sich doch an den zweiten Mauern der Stadt den Kopf einrennen!"

„Veit Walter, machet Euch keine vergebenen Hoffnungen. Akkon fällt, darum dichtet lieber ein Trauerlied, worin Ihr unseren Untergang besinget. Freund, Ihr kennet die Türken nicht, mit welchen ich heute kämpfte, es sind die früheren nicht mehr, es sind leibhaftige Teufel."

„Marschall," lächelte Veit Walter, aber es war ein bitteres, trauriges Lächeln, „ich glaube, Ihr fürchtet Euch in Euren alten Tagen."

„Freund, ich weiß, daß Ihr selbst nicht glaubt, was Ihr redet. Was mich anbelangt, so werde ich für meine Person mit den verdammten Heiden noch fertig, aber unsere übrigen Streiter nicht. Ich werde ihrer hundert erschlagen, aber der hundertundeinte wird mich tödten. Mein einziger Kummer ist nicht der, von Heidenhänden zu fallen, das sei ferne, denn ich will mir ein Grabmal aus ihren Leichnamen setzen Häuser hoch; nein, ich bedaure nur, besiegt zu fallen, und besiegt werden wir, das sagt mir mein Herz! Aber deswegen gehe ich noch gerade so frei und muthig in den Streit, deswegen führe ich meine Lanze und schwinge ich mein getreues Schwert mit derselben Sicherheit und Leichtigkeit, deswegen rufe ich mein: Beauséant noch mit derselben Kraft und Frische, nur mein sonst so fröhlich fliegendes Banner wird traurig niederhängen, bis es endlich niederfällt auf meine durchbohrte Brust und mein Herzblut kostet!"

Veit Walter schüttelte dem Marschall traurig die Hand, er verstand ihn.

„Es wird wohl nicht anders werden, guter St. Lô," sprach er tief bewegt. „Wir Beide gehen zur ewigen Ruhe ein, wir sterben brav und rechtschaffen, wie wir lebten, was wird aber aus dem Orden nach diesem herben Schlage werden?"

„Das geht uns nichts an," antwortete der Marschall ruhig; „das ist die Sache Wilhelms von Beaujeu, der ist Großmeister."

„Im Grunde genommen habt Ihr recht, Marschall, warum sollen wir uns um Angelegenheiten grämen, welche wir nicht ändern können."

„Beaujeu wird schon Anstalten treffen, daß unser Orden nicht zu Schaden kommt, das ist ein sehr kluger Mann. Was soll uns auch für Unglück treffen? Als wir aus Jerusalem vertrieben wurden, schlugen wir unsern Hauptsitz in einer andern Stadt auf, dasselbe können wir jetzt wieder thun.“

„Das ist freilich wahr,“ meinte Veit Walter und fuhr sich verlegen durch seinen langen, weißen Bart. „Mich dünkt aber, es ist doch ein Unterschied dabei, ob wir von einer Stadt Palästina's zur andern, oder gänzlich aus dem Lande getrieben werden.“

„Das sehe ich gar nicht ein,“ erwiderte der Marschall rasch, wurde aber durch den Eintritt des Großmeisters unterbrochen.

„Die Verbrennung geht gut von Statten, meine Freunde,“ sprach er ziemlich heiter. „Die Hunde von Heiden werden sich wundern, daß wir die so hartnäckig vertheidigten Werke selbst den Flammen opfern.“

„War denn diese Maßregel durchaus nöthig, Wilhelm?“ fragte Veit Walter.

„Durchaus,“ antwortete der Angeredete ernst. „Hätten die Türken mit ihren Angriffen auf die Verschanzungen fortgefahren, wie sie begonnen, und dazu haben sie die Mittel, wir aber hätten sie halten wollen, so wären binnen vierzehn Tagen nicht nur die Vorwerke, sondern auch die Stadt selbst in ihre Hände gefallen.“

„Leider ist es so,“ bestätigte Bertrand von St. Lô. „Die Heiden wütheten nicht schlecht und würden binnen zehn Tagen unsere ganze Armee im Vorwerke schlachten.“

Sich an den Großmeister wendend, fragte Veit Walter: „Wilhelm, glaubst Du denn, daß sich die Stadt halten kann?“

„Ich werde sie halten, Veit!“ sprach Beaujeu in entschiedenem Tone.

„Bist Du dessen sicher, Wilhelm? Du sprichst so zuversichtlich.“

„Wenn mich die Besatzung nicht treulos verläßt, Veit, so treibe ich Melech Seraph mit seiner ganzen Armee mit blutigen Häuptern von Akkon, sei dessen versichert. Noch ist Beaujeu's Geist klar und scharfsichtig, noch sein Herz kühn, sein Auge sicher, sein Arm stark, ich werde Akkon halten.“

„Wo werde ich in Zukunft meine Stellung einnehmen, Großmeister?“ fragte Bertrand von St. Lô, betroffen und überzeugt von dessen sicherer Sprache.

„Ihr werdet die Stellung des Seneschalls von Isle-Bouchard einnehmen und er wird mit seiner Heeressäule die südlichste, an das Meer stoßende Seite besetzen. Doch ruhet Euch jetzt aus, braver Marschall, Ihr habt heute wieder einmal mehr geleistet, als wie eine ganze Armee.“

Beiden die Hand reichend, entfernte sich Beaujeu, jedoch nicht, um sich zur Ruhe zu begeben, sondern um auf's Neue rastlos alle Punkte zu visitiren.

Veit Walter und Bertrand von St. Lô schauten dem Weggehenden lange nach.

„Es ist ein gewaltiger Geist,“ sprach der Marschall, „dieser Wilhelm von Beaujeu, klug und zuversichtlich wie ein Gott.“

„Ja, ich liebe ihn sehr, er hat viele, sehr viele gute Eigenschaften, nur eine Handlung schändet ihn bis jetzt, hoffentlich wird es dabei sein Bewenden haben. Er sagt, er wolle Akkon retten, dann ist es auch wahr, und ich glaube es selbst, mag mein einfältiger Verstand auch zehnmal nein sagen.“

„Ich will nun gehen,“ hub Bertrand von St. Lô an

„um meine Stellung einzunehmen. Man weiß, oft wenn man sich am sichersten hält, wird man vom Unglück überfallen. Gedenken jedoch die Türken durch die glühenden Kohlen hindurch zu dringen, um mir einen Besuch abzustatten, so werde ich sie tractiren, daß ihnen mein Empfang vom heutigen Tage noch als freundschaftlicher Gruß gelten soll. Schlafet wohl, Veit Walter, besuchet mich baldigst einmal auf meinem neuen Posten."

„Sobald als ich abkommen kann, suche ich Euch und Gaston von St. André auf, seid dessen versichert. Gehabt Euch wohl, Marschall."

Dieser ließ seine Mannschaft durch Trompeten zusammenrufen und zog der Mauer entlang auf die Südseite, wo er zwischen den Abtheilungen von Gilbert Areticus und Aegidius von Isle-Bouchard seine Stellung nahm.

Jacob von Molay hatte besonders während der Nacht einen schlechten Dienst. Des Tages über konnte er ein feindliches Schiff schon in großer Entfernung erspähen, des Nachts über machte sich aber seine ganze Aufmerksamkeit erforderlich, um die Stadt vor einem plötzlichen Ueberfall sicher zu stellen. Unermüdlich flog er aber mit seiner Galeere stets im weiten Bogen um die Seeseite der Stadt, und wehe dem Schiffe, wo er nicht Alles in anbefohlener Wachsamkeit fand. Seine große Thätigkeit wurde vom Oberbefehlshaber auch rühmend anerkannt, selbst die Bürger Akkons, bei welchen er seines ausschweifenden Lebens halber in sehr geringer Achtung stand, zollten ihm offen ihren lebhaftesten Beifall.

Nach einigen Tagen, als die Kohlen der äußeren Werke vollständig verglühte und die Asche verweht, verlegte Melech Seraph sein Lager näher an die Stadt.

Am Morgen des zwanzigsten Aprils führte er einen

Hauptsturm zu gleicher Zeit gegen die Nordseite, als auch gegen die Mitte, wo seine Belagerungswerkzeuge einige Augenblicke zuvor Bresche gemacht, während auf den übrigen Seiten Scheinangriffe zur Beschäftigung der dort aufgestellten Truppen gemacht wurden.

Vier Stunden lang focht Gaston von St. André mit seinen tapferen Ordensbrüdern und den kühnen Cyprioten gegen eine Ueberzahl von Feinden, deren Lücken sich stets von Neuem ausfüllten.

Die Thürmchen auf seiner Seite hatte er mit Bogenschützen und Arkebusieren angefüllt, er selbst mit zehn seiner Brüder und den auserlesensten Cyprioten stand auf der Bresche, während auf der sonst unverletzten Mauer seine übrige Mannschaft gegen die auf Sturmleitern andringenden Feinde kämpften.

Stets Allen voran mähte Gaston mit dem Schwerte seines Vaters im eigentlichen Sinne unter den Heiden; bald war die Bresche so mit Türkenleichen angefüllt, daß die Ritter kaum in die Stadt zurückzukehren vermochten. Aber immer trieb Seraph seine Leute von Neuem zum Sturme an, immer wieder drängten sich kampfeslustige Schaaren gegen die Stadt, vergebens, St. André hielt Stand, seine Mannschaft begeisterte sich an seinem Beispiel, machte unter seiner Anführung zuletzt noch einen Ausfall und hieb den letztandringenden Türkenhaufen vollständig in Stücke.

Ihn selbst kannte man gar nicht mehr, von seinem Mantel und seinem Rocke trug er nicht einen Fetzen mehr am Leibe, die Buckeln an seiner Rüstung waren eingeschlagen, die Panzerglieder zerrissen, er selbst glühte; als man ihm den Helm abzog, dampfte er ordentlich.

Gilbert Areticus hatte mit gleichem Muthe, gleicher Tapferkeit und gleichem Erfolge gestritten. Abermals hatten

die Türken eine gewaltige Niederlage erlitten. Unter Beaujeu's und der beiden betreffenden Comthure eignen Augen wurden die Breschen sorgfältig geschlossen und dahinter Reihen von Wollsäcken gelegt, um einem Eindringen die möglichst größten Hindernisse in den Weg zu legen.

Oeffentlich vom Oberbefehlshaber belobt, begaben sich nach Vollendung der Ausbesserung Areticus und St. André in ihre Stellungen zurück.

Einige Tage nach diesem Unternehmen versuchte der rastlose Sultan einen neuen Schlag und zwar gegen den Seneschall Aegidius von Isle-Bouchard.

Der Andrang war so massenhaft und allgemein, daß, hätte nicht noch Jacob von Molay zur rechten Zeit einen Theil seiner Pisaner ausgeschifft und persönlich zur Unterstützung herbeigeführt, wohl ein Theil der Belagerer in die Stadt gedrungen wäre. Dem Seneschall konnte man durchaus keine Vorwürfe wegen Säumigkeit oder geringer Tapferkeit machen, im Gegentheil er hatte gekämpft, wie es der Ruhm seines Ordens verlangte, war aber im wahren Sinne des Wortes zurückgepreßt worden.

Um ihm die nöthige Anerkennung angedeihen zu lassen, stellte Beaujeu dreißig Hospitaliter und weitere tausend Reisige unter seinen Befehl.

Nach diesem Unfalle begann der Stern des Glückes wieder etwas zu leuchten.

Am vierten Mai zeigte sich eine kleine Flotille in Sicht und es ergab sich, daß es eine cyprische sei. Der König kam in eigner Person mit zweihundert auserlesenen Rittern und fünfhundert Fußknechten gezogen, um selbstthätig zur Vertheidigung mitzuhelfen.

Mochte es nun frommer Eifer sein, oder die Hoffnung,

endlich doch noch das Königreich Jerusalem zuerkannt zu bekommen, welches mit Akkons Fall rettungslos verloren war, was ihn hierher trieb, es bleibt sich gleich, er kam und zwar noch rechtzeitig.

Versöhnt reichte ihm Wilhelm von Beaujeu die Hand, der König bat sich sogleich eine Stelle in der Vertheidigungslinie und zwar eine gefahrvolle aus. Um ihm die größtmöglichste Auszeichnung zu beweisen, übertrug ihm der Oberbefehlshaber die Nordseite, indem er dem Comthur Gaston von St. André vorschlug, sich unter seinen persönlichen Befehl zu stellen und in das Templerhaus zurückzuziehen.

Dieser bat jedoch darum, unter des Königs von Cypern Commando in der Position zu verbleiben, die er bisher inne gehabt. Sowohl Beaujeu, als auch der König von Cypern willfahrteten diesem Gesuche gern.

Als letzterer den Befehl der Nordseite übernahm, machte ihm Gaston seine Aufwartung. Er erkannte den gealterten Mann nicht mehr, er schien sich geradezu in eine Mumie verwandelt zu haben.

Sich ehrfurchtsvoll verbeugend reichten sie sich schließlich die Hände. Gaston schwebte eine Frage auf der Zunge.

„Ich weiß, was Ihr mich fragen wollt," sprach Hugo mit leiser, bewegter Stimme, „sie weilt nicht mehr auf dieser Welt, auf Engleinsflügeln entschwebte sie im vorigen Monat gen Himmel, indem sie mir als letzte Bitte aufgab, der belagerten Stadt zu Hülfe zu ziehen und Euch ihre letzten herzlichsten Grüße zu bringen, sowie die Mittheilung zu machen, sie werde jenseits unausgesetzt für Euch beten und unaufhörlich am geöffneten Himmelsthore auf Euch harren. Gott wird ihrer reinen Seele gnädig sein."

„So ist denn ein Engelswesen mehr im Himmel und

weniger auf Erden, wo sie so selten sind. Allein es war Gottes Wille, daß sie scheiden sollte, er hat aber stets recht. Mir war sie theurer als mein Leben, ich werde bald mit ihr vereinigt sein" antwortete Gaston wehmüthig und wandte sich kurz ab, um seine tiefe Rührung zu verheimlichen.

Dem Könige entging sie jedoch nicht und da er die Ueberzeugung hatte, bei einer Verheirathung mit St. André wäre seine geliebte Tochter noch lange am Leben geblieben, so fühlte er eine bittere Reue über die Hintenansetzung seiner väterlichen Pflichten gegenüber seinen Plänen als König.

Doch die Reue kam zu spät, es ließ sich nichts mehr ändern.

So warf er sich denn, wie er, wenn auch kein tüchtiger Ritter, so doch ein in der Kriegskunst wohl erfahrener Mann war, mit großem Eifer auf die Befestigung der ihm anvertrauten Werke, baute binnen drei Tagen einen festen Thurm dahin, wo seine Seite am Wenigsten geschützt war und that von hier aus den Belagerungswerkzeugen vielfachen Abbruch.

Melech Seraph erkannte die Gefahr recht wohl, welche ihm von dieser Seite drohte und schwur beim Barte des Propheten, derselbe müsse fallen.

Am fünfzehnten Mai ließ er seine Armee von Neuem Sturm gegen die Nordseite und den neuen Thurm laufen. So unerhört als die Angriffswuth der Türken war, so hartnäckig und muthig schlugen die Christen jeden Angriff ab.

Der König von Cypern selbst, das schwächliche Männchen, feuerte inmitten des heftigsten Gewühles die Seinigen zu Kampf und Ausdauer an. Gegen Mittag warf ihn jedoch ein muselmännischer Schwerthieb verwundet darnieder, so daß ihn Gaston im Verein mit seinem wackeren Knappen

Heinz mit den riesenhaftesten Anstrengungen kaum vor Gefangenschaft bewahren konnte.

Da allmählig von allen Seiten Angriffe versucht wurden, durfte Beaujeu keinen Theil entblößen, er mußte endlich mit seiner für die schlimmste Eventualität bereitgehaltenen Mannschaft, so leid es ihm auch that, zu Hülfe eilen.

Doch hatte Gaston mit Aufbietung seiner letzten Kräfte die Türken schon zurückgewiesen. Freilich hatten sie den vom König von Cypern erbauten Thurm genommen und von Grund aus zerstört.

Niedergeschlagen und ziemlich schwer an der Schulter verwundet, so daß er seinen rechten Arm vorerst nicht mehr gebrauchen konnte, meldete der tapfere Comthur dem Großmeister sein Unglück und verhehlte nicht, daß, wenn die Nordseite, die unstreitig die schwächste sei, nicht ansehnlich unterstützt werde, sie einem neuen Sturm nicht widerstehen könne.

Statt aller Antwort umarmte ihn der Großmeister Wilhelm von Beaujeu öffentlich und rief mit seiner mächtigen Stimme, daß es fast durch die ganze Stadt dröhnte:

„Comthur Gaston von St. André, Ihr allein habt die Stadt durch Eure heldenmüthigen Anstrengungen gerettet, Euch allein verdanket Akkon seine Freiheit, nehmet dafür den Dank der Stadt, den Dank und die Bewunderung Eures Ordens und sämmtlicher Ritterschaft in Empfang. Durch Eure unübertreffliche Tapferkeit habet Ihr Lücken in die feindlichen Schaaren gehauen, daß sie keine Gelüste mehr zum Streite mit Templern haben werden. Halten wir noch einen Sturm aus und dafür stehe ich mit meinem Leben, so ist die ganze feindliche Armee in unsere Hände gegeben! Darum hoch die Christenheit, hoch die wackeren Vertheidiger

von Akkon, hoch der Orden des heiligen Tempels von Zion!"

Donnernde Hochs durchtönten die Stadt und drangen höhnend in das Lager der durch die verschiedenen Stürme wirklich furchtbar mitgenommenen Türken.

Beaujeu detachirte sofort zweitausend von seinen Kerntruppen in der Stadt auf die Nordseite und übergab, da sowohl der König von Cypern, als auch Gaston von St. André nicht mehr kampffähig waren, das Commando an den Comthur Jacob von Molay, welchen er von den Schiffen herbeiholen ließ.

Den Oberbefehl über die Flotte und die Seeseite erhielt, da augenblicklich von jener Seite keine Gefahr drohte, zum großen Aerger der in allen Kämpfen sich wacker auszeichnenden Hospitaliter, der Comthur der Templer, Johann von Pont l'Eveque.

Gaston von St. André am Arme, ging der Oberbefehlshaber in das Ordenshaus zurück, welche Ehre wohl selten einem Ritter angethan worden.

Daselbst angekommen, übergab man ihn der sorgfältigsten ärztlichen Pflege. Es stellte sich heraus, daß die Wunde nicht lebensgefährlich, ja nicht einmal bedeutend war, sondern nur Ruhe erheischte. An Fortsetzung des Kampfes von seiner Seite durfte also Gaston von St. André gar nicht denken, vielmehr mußte er sich im Hause nach ärztlichen Vorschriften pflegen.

Sein tapferer Genosse im Streite, der Stallmeister Heinz, war auch sein getreuer Begleiter und Wärter in seiner Krankheit. Da Gaston das Lager nicht zu hüten brauchte, so erzählten sie sich wechselseitig von ihrer Heimath oder unterhielten sich von der seligen Marguerite, wenn sie nicht

von dem Großmeisterthurme aus dem Verlaufe der Belagerung zuschauten.

Hier sahen sie in den beiden ersten Tagen freilich wenig, da sich die Feinde gänzlich unthätig verhielten.

Am Abende des Tages, an welchem Gaston den Sturm der Türken abgeschlagen, schickte der Sultan Melech Seraph einen Herold an Beaujeu ab und trug ihm seinen Abzug unter der Bedingung an, daß ihm für jede Seele in Akkon ein Denar ausgezahlt würde.

Der Preis war durchaus nicht hoch und leicht zu erschwingen.

Der Oberbefehlshaber, in Ansehung des am Tage errungenen Sieges und weil er in dem Antrage eine Schwäche der Feinde zu erblicken glaubte, wies den Vorschlag Melechs nicht nur mit höhnenden Worten zurück, sondern hielt es auch nicht einmal für der Mühe werth, ihn den übrigen betheiligten Partheien mitzutheilen, weil er jedenfalls überstimmt zu werden fürchtete. Sein Plan lief darauf hinaus, durch di glorreiche Vertheidigung Akkons unsterblichen Ruhm auf den Orden zu häufen und sein Haupt mit unverwelklichen Lorbeeren zu schmücken.

Er rechnete sicher darauf, die einmal so muthig begonnene Vertheidigung auch glücklich zu Ende zu führen. Jedenfalls berührte es seinen stolzen Sinn unangenehm, sich durch Geld frei zu kaufen, wo er es füglich mit den Waffen gerade so gut konnte.

Daß der Sultan nach erhaltener abschlägiger Antwort noch einen Sturm und zwar einen hartnäckigen Hauptsturm wagen werde, war er überzeugt, und traf die umfassendsten Maaßregeln, ihn dermaßen zu empfangen, um ihm das Wiederkommen zu ersparen.

Daß der neue Sturm nicht gleich nach dem ersten stattfinden werde, nahm Beaujeu als gewiß an und gewährte seiner ganzen Besatzung, mit Ausnahme der nöthigsten Wachen, einen Rasttag. Seine Vermuthung ging dahin, daß sich der Sturm am dritten Tage erneuern werde, wie dies zu den damaligen Zeiten so Sitte war.

So kam die Nacht vom siebenzehnten zum achtzehnten Mai heran. Die ganze Stadt stand unter Waffen, kein Krieger fehlte auf seinem Posten.

Einen imposanten Anblick boten die Krieger am Templerhause, die unter dem persönlichen Commando Beaujeus standen, der in vollständiger Rüstung auf gepanzertem Pferde vor ihnen hielt, sein langes Schwert an der Seite, einen mächtigen Speer in der Faust, einen nagelneuen Schild am linken Arme.

Die in der Morgenluft leise wallenden weißen Mäntel der Templer, die schwarzen der Hospitaliter und deutschen Brüder, die bunten Feldbinden der cypriotischen und jerusalemitanischen Ritter, die Kampfesfreudigkeit sämmtlicher Krieger, das muthige Wiehern der Schlachtrosse, Alles dies machte den günstigsten Eindruck.

Jede Seele ahnte den bevorstehenden Kampf, alle Gemüther waren hoffnungsvoll und siegesgewiß.

Mit dem ersten Sonnenstrahl, während es sich im türkischen Lager zu regen begann, lief ein Schiff im Hafen ein; ein einzelner Dominikanermönch schiffte sich aus, die Galeere aber selbst blieb liegen, als wolle sie sofort wieder absegeln. Der Mönch fragte einige Krieger nach dem Großmeister Wilhelm von Beaujeu und verlangte, eiligst zu ihm geführt zu werden. Ein Bürger geleitete ihn daher zum Templerhause,

wo der Gesuchte eben, hoch zu Roß, dem Kriegsgotte selbst zu vergleichen, vor seinen Elitetruppen hielt.

Man theilte ihm den Wunsch des Mönches mit.

„Er möge in das Haus gehen und meiner harren," herrschte der Oberbefehlshaber, „jetzt giebt es andere Sachen zu verrichten, als mit Pfaffen zu reden, heute ist der Tag, der uns Alle mit ewigem Ruhme bekränzt. Hört Ihr, meine Tapferen, die Schläge der Ungläubigen gegen die Thore donnern, bei Gott und unseren lieben Frauen, heute wird es ein heißer Tag, aber ein glorreicher werden! Darum die Visire nieder, die Banner hoch, die Schilde angezogen, die Schwerter gelockert und die Lanzen eingesetzt, heute gilt es, das Königreich Jerusalem und das heilige Grab wieder zu erobern."

Der Dominikaner betrat das Templerschloß, wo Veit Walter mit einigen Rittern und hundert Knappen lag.

Man konnte das Donnern von unzähligen Aexten, wie es Beaujeu sagte, deutlich im Tempelhause vernehmen. Melech Seraph hatte seine ganze Armee aufgeboten und einen allgemeinen Angriff gegen die ganze Linie versucht, sein Hauptaugenmerk richtete sich aber gegen den einspringenden Winkel, wo der Comthur Gilbert Areticus befehligte.

Dorthin befehligte er seine Kerntruppen unter seinem tapferen Sohne Elraddin, dorthin schleuderten seine großen Wurfgeschosse ihre Steine und seine Bogenschützen ihre vergifteten Pfeile auf die Mauer, um den mit Aexten, Beilen und Brecheisen versehenen Leuten Luft zu machen.

Der unerschrockene Gilbert Areticus empfing die andringenden Türken mit Kaltblütigkeit und aller Entschiedenheit. Doch konnte er von seinen Mauern und Thürmen aus dem Andrange der gewaltigen Massen auf die Dauer nicht wider-

stehen, das schwächste Thor fiel unter den unausgesetzten Axthieben in demselben Augenblicke zusammen, als Gilbert Arcticus von einem aus einem feindlichen Wurfgeschütze kommenden Felsstücke zerschmettert wurde.

Um das Unglück voll zu machen, stand gerade eine Abtheilung von den päpstlichen Horden an dem Thore. Nicht bedenkend, daß eigentlich sie allein den Krieg verschuldet, flohen sie, der älteste Tempelherr, welcher das Commando an des gebliebenen Comthurs Stelle übernahm, war nicht mehr im Stande, sie trotz aller Anstrengungen zum Umkehren zu zwingen, ebenso wenig gelang es ihm und seiner erschrockenen übrigen Mannschaft, die massenhaft eindringenden Feinde zum Weichen zu bringen und aus der Stadt hinauszuwerfen. Sofort schickte er Eilboten mit der Schreckenskunde an den Oberbefehlshaber, welcher schon von verschiedenen Seiten aus um Unterstützung angegangen worden war.

Dieser verlor sein kaltes Blut und seine ruhige Ueberlegung nicht einen Augenblick. Sofort beorderte er den Großmeister der Hospitaliter, Johann von Villiers, mit fünfhundert Rittern, theils geistlichen, theils weltlichen, und mit zweitausend Reisigen, auf Umwegen an die bedrohte Stelle am einspringenden Winkel zu eilen, sich dort mit seinen Rittern als eherne Mauer in das offene Thor zu stellen und sowohl den außen befindlichen Türken ein weiteres Eindringen zu verwehren, als auch den schon innen befindlichen den Rückzug abzuschneiden.

Sofort entfernte sich Villiers, Beaujeu aber entsendete noch einige Unterstützungen an die bedrohten Orte, dann aber, als der Hospitalitermeister am Platze seiner Bestimmung angekommen sein konnte, eilte er an der Spitze seiner Ritter und Knappen auf geradem Wege den eindringenden

Türken mit dem Donnerrufe: Beauséant, Beauséant! entgegen, um sie zwischen zwei ehernen Mauern zu zermalmen.

Die Erde zitterte unter den Hufen seiner Rosse; bald erblickte er die wogenden Türkenmassen vor sich und warf sich mit der Zuversicht des Siegers mitten in das Gewühl, seine Ritter und Reisige ihm nach.

Vor diesem furchtbaren Anprall wichen die Türken zurück, es entstand bald ein entsetzliches Gedränge, indem die Zurückweichenden und die Andrängenden auf einander stießen.

Wie die Engel des Todes wütheten Beaujeu nebst seinen Templern und Hospitalitern in diesem Chaos. Wäre zu dieser Zeit Johann von Villiers mit seinen Rittern am Thore gewesen, die Christen hätten einen unbeschreiblichen Triumph gefeiert, doch derselbe, als er mehrere Straßen durch Verhaue und Flüchtige gesperrt sah, rief, es sei Alles verloren, eilte mit seinen Ordensbrüdern zu den Schiffen und überließ es nun den Tempelherren, dem Befehle Beaujeu's zu entsprechen.

Immer mehr drängte dieser mit seinen Tapferen die Türken zurück. Die letzten eilten schon wieder schleuniger zum Thore hinaus, als sie hereingekommen, schon hatte er die mit feindlichen Leichen vollgespießte Lanze weggeworfen und mit dem Schwerte Lücken in die feindlichen Haufen gefegt, so weit als es die Länge seines Armes und seiner Klinge erlaubte; sein weißer Mantel war so von Blut geröthet, daß man das Kreuz darauf nicht mehr erkennen konnte, immer tiefer und tiefer drang er in die Türkenschaaren ein; da erblickte er den Sohn des Sultans in überreicher Kleidung, wie er seine Krieger mit That und Wort zum Vordringen anfeuerte.

Da setzte er seinem mächtigen Streithengste die Sporen

in die Flanken, daß das Blut von den Rädern troff, mit gewaltigen Sätzen trat und schlug das edle Thier die Heiden nieder, die Spitze an seiner Brust bohrte sich in manchen warmen Busen, Beaujeu's Schwert schlug jeden Augenblick ein Rad, daß das Blut in weiten Bogen davon in die Luft stäubte.

Endlich hatte er sich bis zu Elraddin herangehauen: da hob er sich, während sich sein Roß bäumte, in den Steigbügeln in die Höhe, schwang sein Schwert, daß die Spitze desselben fast das Hintertheil seiner Schabracke berührte und spaltete dem Fürsten mit einem Hiebe Kopf, Hals und Brust, daß rechts und links eine Hälfte hinabschlug.

„Beauséant, Beauséant!" brüllte Beaujeu, während Alles entsetzt vor seiner Tapferkeit zurückwich und „Sieg dem heiligen Tempel zu Zion!"

„Sieg, Sieg!" schrien die Seinigen und drangen muthig vor.

Der Sieg war aber auch trotz der Flucht Villiers in diesem Augenblicke entschieden; da geschah es, daß den muthigen Rittern die Frucht ihrer Tapferkeit entrissen wurde.

In der Hitze des Gefechtes hatte sich eine Buckel von Beaujeu's Panzer gelöst. Da man nun ihn besonders mit einem immerwährenden Pfeilhagel überschüttete, der aber an seiner ehernen Rüstung wie bloßer Hagel absprang, so wollte es der Unstern des tapferen Ritters, daß ihm ein Pfeil durch die in Folge der fehlenden Buckel entstandene Oeffnung in die volle Brust drang, eben als seine Genossen Sieg riefen.

Der Großmeister fühlte im Momente, daß der Pfeil ein vergifteter und keine Hülfe möglich sei. Akkon glaubte er gerettet, jetzt galt es also nur noch, als guter Vater des Ordens zu sterben.

Es gelang ihm, sein Roß zu wenden und dem Gedränge zu entkommen. Mit verhängtem Zügel eilte er, gefolgt von einigen Ordensbrüdern, dem Tempelschlosse zu. Schon zum Tode matt langte er an, er, der vor wenig Minuten noch einer ganzen Welt getrotzt hätte.

Vor der Zugbrücke sprang er, den Pfeil noch in der Brust, vom Rosse, lief die Stiegen hinauf, begab sich auf sein Zimmer und wollte eben Veit Walter rufen lassen, als der Dominikaner eintrat und um einen Augenblick Gehör bat.

„So machet schnell, ich habe keine Stunde mehr zu leben," rief Beaujeu hitzig und warf sich, nachdem ihm seine Begleiter die Rüstung schnell abgestreift, auf ein Ruhebette.

„Ich komme von Eurer Gemahlin Helene," flüsterte ihm der Mönch, denn es war Niemand anders als Wilhelm Imbert, in das Ohr, „um in ihrem Auftrage einige geheime Worte mit Euch zu reden, lasset alle Personen abtreten."

Bei diesen Worten entfärbte sich der Großmeister, doch folgte er dem Geheiße Imberts schleunigst, die Ritter entfernten sich.

„Ihr kommt von meiner Gemahlin, ist es wahr? Belügt mich nicht um Alles in der Welt," stöhnte der Verwundete auf, „saget, o saget mir, was macht die traute Helene? Zürnt sie mir, flucht sie mir?"

„Sie läßt Euch durch meinen Mund mittheilen, daß sie Euch längst verziehen hat und Euch immer und ewig lieben werde."

„Ist dies wahr, Pfaffe?" rief der Großmeister, sprang auf und legte ihm seine Rechte schwer auf die Schulter.

„Es ist wahr, bei meiner Seelen Seligkeit!" betheuerte der Dominikaner. „Ich bin blos deshalb nach Akkon gereist, um Euch diese Mittheilung zu machen, denn wisset, ich habe

es Eurem edlen Weibe versprochen und schätze mich glücklich, noch zur rechten Zeit gekommen zu sein."

„Wer seid Ihr, Dominikaner?"

„Ich bin Wilhelm Imbert, Beichtvater des Königs von Frankreich."

„Saget mir, saget mir, wo weilt Helene?"

„Zu Paris, Großmeister."

„Ich bitte Euch, Imbert, ich flehe Euch an, erzählet mir, berichtet mir von meinem Weibe. Doch, Gott!" unterbrach er sich selbst, „ich habe an den Orden zu denken, lebet wohl, Wilhelm Imbert, ich danke Euch für Eure uneigennützige Bereitwilligkeit, lebet jetzt wohl und grüßet mir meine theure Helene mit der Versicherung, sie sei meine Seligkeit auf Erden gewesen, mein letzter Hauch, mein letzter Gedanke auf dieser Welt gelte ihr."

Darauf drückte er dem Priester die Hand, dieser bekreuzigte ihn und entfernte sich.

Als ein Diener eintrat, um sich nach den Befehlen des Verwundeten zu erkundigen, verlangte er den Comthur Gaston von St. André zu sich.

Der Ritter erschien, er hatte die Nachricht von dem Unglücke Beaujeu's schon vernommen und gewahrte, wie die vor ihm entblößte, breite Brust sich schon mit einer schwarzen Farbe zu decken begann.

„St. André," hob der Großmeister mit schon beengter und von körperlichen Schmerzen bewegter Stimme an, „St. André, ich habe Euch während meiner Laufbahn als einen edlen und zuverlässigen Ritter kennen gelernt, ich betraue Euch daher mit einer Botschaft. Versprechet mir, sie zu erfüllen und ich werde ruhig und in Frieden sterben."

„Erst muß ich den Auftrag kennen, verehrter Meister,

darum verzeiht, wenn ich nicht gleich zusage, sondern Euch zuvor um Mittheilung desselben bitte."

„Ihr habt Recht, ich werde Euch meinen letzten Wunsch mittheilen, bin ich doch fest überzeugt, daß ich ihn sicher in Eure Brust niederlegen darf. So vernehmet: Wenn ich gestorben bin, so sollt Ihr mich einbalsamiren und nicht hier, sondern in Marseille beisetzen lassen. Ist dies geschehen, so reiset Ihr nach Paris, suchet dort Wilhelm Imbert, den Beichtvater des Königs, auf und laßt Euch von diesem zu meiner theuren Gemahlin Helene führen. Ja, ja, Ihr braucht Euch nicht zu erstaunen, ich bin verheirathet. Ihr theilt derselben mit, daß ich meinen Fehltritt ihr gegenüber bitter bereut und ihrer noch im Tode in Liebe und Achtung gedacht habe. Ihr saget ihr, der herrlichen Frau, ihre Verzeihung habe meinen Tod versüßt und bittet sie, sie möge ihr Opfer vollständig machen und auf meinem Grabe zu Marseille beten, damit ich ihr wenigstens im Tode noch einmal nahe sei, da es mir im Leben nicht mehr vergönnt, ihr persönlich auf den Knieen mein Unrecht abzubitten.

Sprechet, Freund, wollt Ihr mir meinen letzten Wunsch gewähren?"

„Er ist so gut als gewährt, mein theurer Herr und Meister," antwortete Gaston gerührt, indem er ihm zum Zeichen der Einwilligung die Hand innig drückte.

Da wurde plötzlich die Thüre aufgerissen und Veit Walter und mehrere Templer drangen hastig ein.

„Wilhelm, Wilhelm," schrie der greise Comthur von Akkon und sein langer Bart flog noch in der letzten schnellen Bewegung, „Wilhelm, Alles ist verloren, die Hospitaliter, Gott verbrenne die Hunde ewiglich! sind auf ihren Schiffen entflohen, die Stadt brennt an allen Ecken und Enden,

Melech Seraph und fast seine ganze Armee befinden sich in der Stadt. O allbarmherziger Gott, daß Du gerade auf dem Todtenbette liegst, der Du uns allein helfen kannst. Wilhelm, Wilhelm, rathe uns, rathe uns!"

„Großmeister, rathet uns, helfet uns!" flehten die schlachtergrauten Tempelherren.

„Auf, Veit Walter, nimm die Besatzung des Schlosses und treibe die Hunde aus der Stadt, haue sie alle in Stücke, tapfrer Freund!" rief Beaujeu hitzig, doch kehrte im Momente seine Ueberlegung zurück; er richtete sich auf, blickte die Umstehenden fest an und sprach:

„Ich muß genau wissen, wie die Angelegenheiten stehen, ich bin dem Orden Rechenschaft schuldig, traget mich schnell auf den Thurm, damit ich eine Ansicht von der Lage der Stadt gewinne."

„Rasch umfaßte Veit Walter den Großmeister und trug den schweren Mann davon, als ob er ein Kind sei. Auf dem Söller angelangt, warf Beaujeu seine Blicke rings umher, da sah er aber nichts, was ihn erfreute. Acht Galeeren flohen schon aus dem Hafen, an den verschiedenen Enden der Stadt stiegen graue Rauchsäulen auf, hie und da schlugen schon mächtige Flammenzungen zum Himmel empor, in dieser Straße flohen die Christen vor einem Haufen verfolgender Muselmänner, dort griffen die Templer die Ungläubigen noch mit wildem Muthe an; an ihrem Palaste kämpften einige zwanzig Mann deutsche Ritter bis zum letzten Athemzuge. Wehe, jetzt floh auch der König von Cypern mit seinen Leuten. Von der Südseite her nahte sich ein furchtbares Getümmel. Der Marschall Bertrand von St. Lô hatte die Haufen von Aegidius von Isle-Bouchard und die zersprengten Rotten des Comthurs Gilbert Areticus mit sei-

ner Abtheilung vereinigt und suchte das Ordenshaus zu gewinnen. Eine Streitaxt, über einen Centner schwer, wie eine Schleuder um seinen Kopf schwingend, brach der Riese, einem Eber gleich, durch die Wogen des Türkenheeres.

„Es ist Alles, Alles verloren, da ist jeder Widerstand fruchtlos, darum höret meine letzten Befehle, ich bin dem Tode nahe,“ sprach Wilhelm von Beaujeu erschüttert. „Akkon ist verloren, Jerusalem auch, der Orden hat nun keinen Wohnsitz mehr, darum eilet, mit dem Könige von Cypern auf seine Insel zu kommen, dieser letzte Kampf gewährt Euch ein Recht, vorläufig in seinem Reiche Schutz und Sicherheit zu suchen. Seid Ihr erst einmal dort, so wird es meinem Nachfolger leicht sein, sich des ganzen Reiches zu bemächtigen. Cypern ist die Macht nicht, unserem Orden zu widerstehen, von dort aus werdet Ihr Euch mit der Zeit bis in das Herz Europas drängen! Nun wißt Ihr meine Ansicht für die Zukunft, jetzt aber überlasset die Stadt ihrem Schicksale, vereiniget Eure sämmtlichen Kräfte und schiffet die Ordensschätze ein, dann erst rettet Euch. Nun eilt.“

Veit Walter trug den Großmeister wieder hinab und legte den fast schon erkalteten Mann auf das Lager, worauf sich sämmtliche Ritter des letzten Auftrags zufolge entfernten, mit Ausnahme St. Andrés, den ein Wink Beaujeus zurückhielt.

„St. André,“ röchelte derselbe, „gedenke Deines Wortes, grüße Helene, — die liebe Helene.“

Das waren die letzten Worte Beaujeus.

Gaston drückte ihm die Augen zu, er konnte selbst eine Thräne nicht zurückhalten.

„Beaujeu, Du warst ein tapferer Krieger, ein kluger und umsichtiger Großmeister, ein edler, aber sehr hitziger und ehr-

geiziger Mann. Du bist brav und muthig gestorben, wie Du gelebt, Gott wird Deiner Heldenseele gnädig sein.“ Diese Leichenrede hielt ihm Gaston von St. André.

Als dies geschehen, rief er den seiner harrenden Heinz sowie einige bestürzte Diener herbei. Diese holten auf sein Geheiß einen bleiernen Sarg aus der Gruft, wo sie die Leiche hineinlegten. St. André sprach einige Paternoster und verschloß den Deckel.

Unterdeß war die Mittagszeit herangekommen, das Getümmel und das Getöse wahrhaft erschrecklich. Stürzende Häuser, brüllende Krieger, ächzende Sterbende, jammernde Weiber, wimmernde Kinder verursachten einen Lärm, daß die Haut schauderte.

Endlich hielt Bertrand von St. Lô mit seiner zusammen geschmolzenen Schaar vor dem Tempelhause. Auf der entgegen gesetzten Seite kam Jacob von Molay mit einem kleinen Häuflein gezogen. Sein Schwert war zerbrochen, seine Axt im heftigen Kampfe schartig geworden. Sein Helm war zerschlagen, sein Mantel und Rock in Stücke gerissen; aus mehreren nicht unbedeutenden Wunden blutend, ging er noch stolz einher; wenn auch das todtenbleiche und mit dem eigenen Blute bespritzte Gesicht keinen guten Eindruck machten, so glänzte doch ein kühnes Feuer in seinen Augen.

„Beauséant,“ rief er und trat in den Kreis der Ritter. „Das ist ein schlimmer Tag. Was nun beginnen? Wo ist der Großmeister?“

„Todt!“ sprach Veit Walter, schmerzbewegt und wandte das Haupt ab.

„Todt!“ rief Molay entsetzt, „so sind wir Alle verloren.“

„Todt!“ riefen Bertrand von St. Lô und viele Ritter

und Knappen die Hände ringend. „Wehe, Wilhelm von Beaujeu ist todt!“

„Ruhig,“ sprach Veit Walter, als er sich etwas gesammelt. „Beaujeu ist als Held gestorben und hinterließ uns seine letzten Befehle. Die Ordensschätze werden sofort eingeschifft, unser Bestimmungsort ist Cypern, dort winkt uns ein neues Vaterland.“

„Bertrand von St. Lô bleibt hier,“ rief der Marschall rauh. „Hier pflanzt er sein Banner auf und stirbt da, wo sein Freund und Meister gestorben ist.“

„Ich werde ein Gleiches thun,“ flüsterte ihm Veit Walter zu, aber das Ordenseigenthum muß eingeschifft und nebst den übrigen Brüdern gerettet werden.“

„Also wir bleiben?“ fragte St Lô begierig.

„Wir bleiben, ich bin des Lebens überdrüßig,“ lautete Walters bestimmte Antwort.

Ungefähr hundertundfünfzig Tempelherren und achthundert ihrer Knappen waren dem Blutbade entronnen. Sie besetzten jetzt unter der Anführung St. Lô's die kürzeste bis zum Hafen führende Straße und ließen die zwanzig Galeeren sich segelfertig machen, während der Comthur von Akkon das ganze Ordenshaus ausräumen und die werthvollsten Gegenstände, insbesondere das Geld und die Kostbarkeiten, fortschaffen ließ.

Ein Theil der jüngeren, unverwundeten Ritter eilte fort, um die Bürger und die tapferen Truppen von Anjou noch weiter zum Widerstande gegen den Feind anzufeuern, damit die Brüder in ihrer Einschiffung nicht gestört würden.

Der erste Gegenstand des Einschiffens war die Leiche Beaujeus, mit ihr bestiegen St. André und Heinz die größte Galeere, um sie nicht wieder zu verlassen.

Als der Abend kam, war es den übermenschlichen Anstrengungen der Templer gelungen, alle Gegenstände von Werth auf das Wasser zu bringen. Da es aber nun an eine persönliche Einschiffung gehen sollte, kamen die Bewohner, von den Türken gedrängt, in die von den Templern besetzte Straße gestürzt. Alles wollte sich retten, Alles sich auf die Schiffe flüchten. Es entstand eine furchtbare Verwirrung. Plötzlich ertönte die Stimme Molays:

„Haut Alles nieder, was nicht Templer heißt, Beauséant! Nur der Orden schifft sich ein.“

Das Wort wirkte. Wie die leibhaftigen Teufel drangen sowohl Ritter, als dienende Brüder auf die meist wehrlosen, oft nur aus jammernden Weibern und Kindern bestehenden Haufen ein, um ihre Einschiffung zu erzwingen. Allein dies gelang nur etwa zehn Rittern, worunter Jacob von Molay nebst einigen Hundert Knappen.

Die Uebrigen wurden von den Türken abgeschnitten. Jetzt versuchten diese das von dem Ordensmarschalle Bertrand von St. Lô und dem Comthur Veit Walter nebst zwanzig Rittern und circa fünfhundert Knappen besetzt gehaltene Templerhaus zu gewinnen, welches allen Christen, sowohl Männern, als Weibern und Kindern mitleidig die Thore öffnete.

Es gelang ihnen jedoch nicht, sie suchten daher bis auf den letzten Mann den Heldentod.

Unter dem Commando des Seneschalls Aegidius von Isle-Bouchard thürmten sie noch Wälle von Feindesleichen, fielen aber der Reihe nach, besser als sie gelebt, der Seneschall als der letzte. Hier fanden ihren Tod der Comthur Guido von Morbihan, Kaspar von Ulster, der Großprior von Schottland; hier lagen in Stücken gehauen die Templer Dominic von Linac, Wilhelm von Villan und Robert Miranda, mit

wohl hundert ihrer Brüder. Sie hatten bis zum letzten Athemzuge unter ihren Feinden gewüthet. —

Als Alles in die Burg geflohen, was in der Schnelligkeit möglich war, fiel die Zugbrücke; auf Molays Befehl eilten zu gleicher Zeit die Galeeren von dannen.

Das war der achtzehnte Mai 1291.

Am andern Morgen ließ Melech Seraph den Weibern und Kindern in der Burg freien Abzug anbieten. Bertrand von St. Lô wollte ihn vermitteln und begab sich in das bis jetzt von den noch immer wüthenden Flammen verschont gebliebene Hauptquartier des Sultans.

Dieser ließ ihn treulos ermorden. So fand der tapferste aller Tempelherren den schmählichsten Tod.

Als Veit Walter dies erfuhr, ahnte er das Schicksal, was seiner und der Uebrigen harrte. Darum ließ er den Thurm des Großmeisters künstlich unterminiren und bot, da dies geschehen, freiwillige Ergebung an.

Sobald die Zugbrücke fiel, überschwemmten die Türken, Alles mordend, den Thurm. Als er bis oben gefüllt, erbebte er plötzlich vom untersten Boden bis zum Gipfel. Mit einem Donnergetöse stürzte er zusammen und begrub Freund und Feind unter seinen Trümmern.

Der biedere Veit Walter hatte einen seiner würdigen Opfertod gefunden.

Viertes Capitel.

Zu gleicher Zeit mit dem Könige von Cypern landeten die Galeeren der Hospitaliter zu Limisso, einer an der Südostspitze der Insel gelegenen Stadt. Einen Tag später langten die zehn Templer an.

Da sowohl St. André als auch Molay durch ihre Wunden litten, eilte ein junger Ritter sofort an den Hof des Königs und bat um einen einstweiligen Aufenthaltsort für den Orden. Durch das letzte große Unglück und die von den Templern dabei bewiesene Tapferkeit und Ausdauer gerührt, bewilligte Hugo ihnen sogleich die Stadt Limisso zum beliebigen Aufenthalt.

In der königlichen Kapelle zu Limisso liegt Marguerite begraben, Gastons erste Herzenspflicht war es, den Ort zu besuchen, der die letzten Reste des ihm so theuren Wesens barg. Lange, lange lag der Templer wie aus Marmor gehauen vor dem Grabe auf den Knieen und betete und flüsterte durch den weißen, mit herrlichen goldenen Engeln versehenen Leichenstein. Wer weiß, was er der Geliebten Alles zugerufen!

Als er sich spät am Abend erhob, drückte er ein Tuch gegen die thränenschweren Augen.

Noch keine vierundzwanzig Stunden in der Stadt, ließen die Templer, trotz Gastons Einsprache, schon den Bau einer umfangreichen Veste beginnen. Der König wehrte ihnen nicht, trotzdem es ihm nicht schwer angekommen wäre, die wenigen Templer zu vertreiben.

Während Jacob von Molay seiner Heilung noch die nöthige Pflege angedeihen ließ, bestieg Gaston mit seinem Stallmeister und Freunde Heinz Vieppach eine Galeere, um dem letzten Wunsche Wilhelms von Beaujeu Genüge zu leisten. Widrige Winde hielten ihn lange auf offener See zurück, so daß er erst Ende Juli in Marseille einlief. Er fand das Ordenshaus gerade noch so, wie er es vor sechsundzwanzig Jahren verlassen, von den Rittern kannte er jedoch nur sehr wenige.

Die Kunde von Akkons Fall war schon hierher gedrungen, man nahm ihn daher mit dem Leichname des Großmeisters liebevoll auf. Als man Beaujeu Tags darauf öffentlich in dem großen Dome zu Marseille feierlich beisetzte, ging die ganze Stadt trauernd hinter dem mit zehn Rappen bespannten und von Rittern, sowohl Templern als Hospitalitern, geführten Trauerwagen. Das Unglück der Christen im Oriente und die muthige Vertheidigung Akkons hatten sämmtliche Bewohner Marseilles mit dem außerdem nicht einmal sehr mißliebig gewesenen Beaujeu ausgesöhnt.

Von Marseille aus reisten Gaston und Heinz und zwar gleich nach der Bestattung ab, um ihren letzten Auftrag in Paris zu vollbringen.

Als sie nach einer durch schlechtes Wetter getrübten Reise dort eintrafen und sich nach dem Beichtvater des Königs erkundigten, erfuhren sie, daß derselbe kaum angelangt sei. Er hatte sich unterwegs mehrmals aufgehalten, daher die Verzögerung seiner Ankunft.

Gern willfahrtete Imbert Gastons Wunsche und ließ ihn zu Helene führen, da er beschlossen hatte, erst in einigen Tagen der Bitte Beaujeus Folge zu leisten.

Als St. André bei Helene eintrat, ging sie noch in Trauerkleidern, trotzdem ihre Eltern schon seit Verlauf von fünf Jahren gestorben waren und sie im Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens zurückgelassen hatten.

Als Gaston bei ihr eintrat, blieb er einige Augenblicke lang, von der Physiognomie der Frau betroffen, stehen.

Sie erinnerte ihn dunkel an frühere Zeiten.

Helene bemerkte sein Erstaunen und redete ihn mit traurigem Lächeln an:

„Seid mir willkommen, St. André, welcher glückliche Stern führt mir solch einen braven Mann wie Euch in das Haus?"

„Hohe Frau," versetzte sich tief verbeugend Gaston, dessen Verwunderung stieg, als er bemerkte, daß ihn Beaujeus Weib kenne. „Hohe Frau, ich muß Euch oder einen Bruder von Euch schon einmal gesehen haben, doch es ist schon lange her und ich weiß nicht mehr wo."

„Erinnert Ihr Euch des Stallmeisters Armand noch?"

„Ach, das war Euer Bruder?"

„Ich selbst, St. André."

Mit einem Male ging Gaston jetzt ein Verständniß auf, er erinnerte sich, daß zu gleicher Zeit mit Beaujeus Wahl zum Meister dessen Knappe verschwunden war, er erinnerte sich, daß Beaujeu geschworen, er habe keine Frau. Jetzt war ihm das Verbrechen des Verstorbenen klar, denn nach seiner Erhöhung konnte er nicht geheirathet haben, dies ließen die Geschäfte und Umstände gar nicht zu.

„Edle Frau, ich komme im Auftrage Eures Gemahls."

„Meines Gemahls!" rief aufspringend Helene, welche in ihrer Abgeschiedenheit vom Falle Akkons und Beaujeus Tod nichts vernommen hatte. „Ihr saget, Ihr kommet im Auftrage meines Gemahls? Erinnert er sich meiner noch? Sprecht, sprecht, St. André, ich vernahm so lange nichts von ihm und möchte doch so gern noch, gar gern Etwas von ihm hören!"

Die letzten Worte sprach sie mit unendlich flehender Stimme und gefalteten Händen.

„Mein Auftrag ist kurz und doch wollte ich, ein Anderer wäre damit betraut worden. Fasset Euch, edle Frau, Euer Gemahl, unser tapferer Großmeister starb am 18. Mai dieses Jahres den Heldentod, ich komme, nur mit Wenigen dem Blutbade entronnen, um Euch seine letzten Grüße zu bringen."

Lautlos sank Helene zusammen, ihr an Liebe reiches Herz hörte auf zu schlagen. Gaston erfaßte sie rasch, setzte sie auf einen Sessel und brachte sie nach einiger Zeit durch Besprengen mit Wasser wieder ins Leben zurück.

„St. André, St. André," flüsterte sie mit vorwurfsvoller Stimme, „ich habe Euch stets vor Allen geachtet und geliebt, warum müßt Ihr gerade diese Botschaft bringen?"

„Verzeihet mir edle Frau, wenn meine Nachricht Euch betrübt, und seid versichert, ich hätte Euch auch lieber eine bessere gebracht, allein mein sterbender Meister beauftragte mich mit dieser Sendung, er suchte mich gerade als einen geeigneten Boten aus und ich mußte ihm auf dem Todtenbette die Versicherung geben, Euch seine letzten Gedanken, seine letzten Gefühle zu übermachen. Edle Frau, seid Ihr im Stande, mich anzuhören? Das Schlimmste habt Ihr erfahren, das Andere wird Euch trösten."

„Beginnet, St. André, beginnt, ich bin selbst auf noch Schlimmeres gefaßt.“

„Auf dem Todesbette liegend, von einem vergifteten Pfeil durchbohrt, ließ mich Euer Gemahl rufen und sprach zu mir: Sobald ich verschieden bin, so nehmt meinen Leichnam und schaffet ihn zur Bestattung nach Marseille. Alsdann suchet meine Gattin Helene in Paris auf und saget ihr: Ich habe meinen Fehltritt lange Jahre hindurch bitter beweint, sie stets geliebt und niemals vergessen, und jetzt im Tode gedächte ich ihrer noch mit Achtung und Liebe. Theilet ihr mit, ihre Verzeihung versüße meine Todesstunde, ich bäte sie mit meiner letzten Bitte, nach Marseille zu reisen und auf meinem Grabe für mich zu beten, damit ich ihr im Tode wenigstens noch einmal nahe sei, da es mir im Leben nicht vergönnt. Mein höchster und einziger Wunsch sei, ihr persönlich auf den Knieen zu ihren Füßen von ganzem Herzen Abbitte zu thun. Edle Frau, ich drückte ihm die Augen zu, sein letztes Wort war „Helene“, sein letzter Seufzer galt Euch.“

Während dessen war Helene auf die Kniee niedergesunken, ihre Brust hob sich schluchzend, große Thränen rannen über ihre bleichen Wangen. Die Hände gefaltet, das Auge im unendlichen Schmerze gen Himmel gerichtet, stöhnte sie aus tiefem Herzen:

„Wilhelm, Wilhelm, warum habe ich Dich verlassen, und Du warst immer so lieb und auch so gut. Ich verließ Dich Deines Stolzes, Deiner Ehrsucht halber und bin doch viel stolzer und ehrsüchtiger als Du. Ich verrieth Deine Liebe und grollte Dir noch, Wilhelm, Wilhelm, blicke herab vom unendlichen Gottesthrone, blicke herab auf Dein armes, bekümmertes Weib, das Dich unendlich, o zu sehr geliebt. Wilhelm, o wäre ich doch nur an Dein liebewarmes Herz gefallen und hätte Deine Verzeihung für

meine schnöde Flucht erfleht. Du bist groß und gut, Du hättest mir sicher verziehen. Nun bist Du eine Beute des kalten Todes, Dein stolzes und wieder so sanftes Auge blickt mich nicht mehr an, Dein Mund nennt mich nicht wieder geliebte Helene, Dein starker Arm umfaßt mich nicht mehr und drückt mich an Deine warme, klopfende Brust! Nein, Du bist todt, ein giftiger Pfeil fuhr Dir in Dein treues Herz, welches ich schnöde geflohen, ich habe es vergiftet, Wilhelm, ich! Nun liegst Du in der kühlen Erde, so ganz allein, doch sei zufrieden, ich komme, ich komme, ich werde auf Deinem kalten Hügel weinen, bis meine heißen Thränen auf Deine Brust fallen und Dein erstarrtes Herz erwärmen. Ich komme, ich komme!"

„Arme Frau, fasset Euch," tröstete sie Gaston, indem er sie sanft aufrichtete, „Euch dürfen keine Vorwürfe quälen, Ihr handeltet wie Ihr mußtet. Seid ruhig, Unglückliche, Euer Gemahl genießt jetzt nach einem thatenreichen Leben den ewigen Himmelsfrieden. Er wird mit segnendem Blicke auf Euch herabsehen und Euch dereinst mit offenen Armen empfangen, wenn der ewige Vater Euch zu sich beruft."

„Ihr habt recht, St. André, was soll ich jammern und klagen, ich muß ja noch die heiligste Pflicht erfüllen, den letzten Wunsch des einzig Geliebten erhören, ich muß nach Marseille, und zwar morgen, nein, heute, sogleich."

„Edle Frau, übereilt Euch nicht, Ihr kommet immer noch zeitig genug an das Grab des Theuren. Ordnet Eure Angelegenheiten; wenn Euch meine Begleitung angenehm ist, so werde ich Euch geleiten, damit Ihr sicher und ungehindert am Ruheorte des Gatten anlangt."

„St. André," antwortete Helene gerührt und drückte ihm die Hand, „Ihr seid gütig, wie sonst keiner Eurer Brü-

der, ich nehme Euer Anerbieten mit dem größten Danke an, weil ich weiß, es ist aufrichtig und kommt aus gutem Herzen. Ich werde schon morgen mein Besitzthum einem Notar zum Verkaufe übergeben und alsdann mit Euch reisen. Unterwegs erzählet Ihr mir recht viel von meinem geliebten Gatten und erfreuet mein armes Herz, Gott und ich werden Euch ewig für diese gute Handlung segnen."

Sie sprachen noch lange mit einander und verabredeten das Nöthige zur Reise, die sie auch in wenig Tagen unternahmen. Lassen wir sie dieselbe ungestört und ungehindert vollbringen, kehren wir zu zwei Männern zurück, welche wir einige Zeit lang aus den Augen verloren, zu dem Comthur Odo von Chavannes und Johann von Gaudin.

Ersterer hatte sich bei seiner Verweisung Beaujeu's Befehl zufolge nach Deutschland begeben müssen, und zwar zum Wildgrafen, wie die Großprioren in Deutschland hießen, Friedrich nach Grumbach bei Meisenheim. Dort führte er ein wüstes Leben, warf sich der Jagd, dem Trunke und anderen schlimmen Lastern in die Arme und schnaubte Rache gegen den Großmeister und ehemalige Freunde.

Da er aber dem kraftvollen Beaujeu gegenüber ohnmächtig war, besonders in seiner Verbannung, so verging er fast vor Zorn und Bosheit und war eine Marter für sämmtliche Menschen, selbst der Wildgraf fürchtete sich nicht wenig vor dem furchtbaren Comthur.

Hätte Chavannes nicht von Zeit zu Zeit Nachrichten von seinem Genossen Johann von Gaudin bekommen, der ihn zur Ruhe und Geduld ermahnte, so dürfte er sich in seiner Wuth wohl einmal so weit vergessen haben, daß der Orden gezwungen worden wäre, ihm den Proceß zu machen; so konnte man ihm aber ein eigentliches Verbrechen nicht vorwerfen.

Als endlich Johann von Gaudin nach dem Abendlande abgegangen, um seine Pläne gegen Bryan von St. André in Ausführung zu bringen und seinen Sitz wieder in Avignon aufzuschlagen, besuchte er denselben oft und wurde von ihm besucht, sie nährten Hoffnungen und bauten Luftschlösser für die Zukunft, die sich allemal damit schlossen, daß Odo von Chavannes Großmeister, Gaudin aber Seneschall würde.

Unterdeß hatte Letzterer die Familie Bryan's gänzlich umgarnt.

Unter dem Vorgeben, Grüße vom Vetter St. André zu bringen, hatte er Eingang bei ihr gefunden. Bryan stand in den besten Jahren und besaß eine hübsche Frau, sowie eine Tochter von vierzehn und einen Sohn von zehn Jahren. Gaudin wußte sich durch ein freundliches, zuvorkommendes Wesen bei allen diesen so beliebt zu machen, daß man ihn nur ungern mißte, wenn er nach seinen gewöhnlich lang dauernden Besuchen die Familie wieder verließ. Diesen wohlwollenden Freund spielte er der Sicherheit halber Jahre lang. Unter dem Scheine des Hausfreundes fiel es ihm leicht, seine Netze immer enger um die Familie zu ziehen. Ein Unglücksfall, der sich im Jahre 1289 ereignete, kam ihm besonders zu statten. Bryan's heißgeliebte Frau starb nämlich an einem hitzigen Fieber und beschwor auf Gaudin's Einflüsterungen den theuren Gemahl, die Tochter in ein Clarissinnenkloster zu thun, damit sie für ihr Seelenheil bete.

So ungern sich der Vater dazu verstand, so willig erfüllte die zur schönsten Jungfrau herangeblühte Tochter den letzten Wunsch der sterbenden Mutter, der gramerfüllte Vater wagte nicht, die Tochter von dem frommen Vorhaben zurückzuhalten.

Jetzt standen dem Comthur nur noch zwei Personen im

Wege: Bryan selbst und sein Sohn, ein junger Mann, der kommendes Jahr den Ritterschlag erwartete.

Der teuflische Plan des Templers lief jetzt darauf hinaus, dem Vater ein langsam zehrendes, aber unfehlbar tödtendes Gift zukommen zu lassen; den Sohn aber, sobald er Ritter geworden, in einen Zweikampf zu verwickeln, der ihm tödtlich werden mußte.

Zum Todtschläger des jungen St. André, der wie sein Oheim Gaston hieß, hatte er den Comthur Odo von Chavannes ersehen und die ganze Sache dahin berechnet, der jähe Tod seines Sohnes werde auch dem Vater sofort sein ohnedies krankes Herz brechen.

Ein von Gaudin einmal gefaßter Plan bedurfte wenig Zeit zur Ausführung. Im Frühlinge des Jahres 1291, während die Besatzung von Akkon sich verzweiflungsvoll vertheidigte, erschien Odo von Chavannes als fahrender Ritter zu Grenoble und bezüchtigte den jungen Gaston von St. André, sich Frechheiten gegen Damen erlaubt zu haben.

Der junge, von den edelsten Gefühlen durchströmte Mann forderte auf Anrathen des ob der Unverschämtheit des fahrenden Ritters ganz entrüsteten Hausfreundes, des Comthurs Johann von Gaudin, den frechen Ritter zum Zweikampf, ein Gottesgericht solle entscheiden.

Der Kampf hatte noch keine halbe Minute gedauert, so lag Gaston von St. André als Leichnam zu den Füßen seines trotz des Alters und der Ausschweifungen noch riesenstarken Gegners. Einige Tage später drückte der tiefbetrübte Comthur von Gaudin auch Bryan die Augen zu.

Seine laut ausgesprochene Ansicht, Gott habe seinen Willen, respective Strafe für das Vergehen seines Sohnes im Kampfe zu erkennen gegeben, hatte dem unglücklichen

Vater das Herz gebrochen. Kurz vor seinem Tode war er auf Gaudin's Zureden noch darauf eingegangen, sein Vermögen seinem frommen Vetter Gaston zu vermachen, damit sich keine unrechten Hände danach ausstreckten. Kaum deckte ein Häufchen Erde das Opfer der Habsucht der Templer, so eilte Johann von Gaudin nach Avignon, wo er Chavannes vorfand, und reiste mit diesem von hier aus nach Marseille.

Einige Tage später, als Gaston nach Paris gereist, trafen sie daselbst ein.

Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie die Nachrichten von den letzten Unfällen vernahmen.

Während sich alle Ordensbrüder ob Beaujeu's Tod tief betrübten, empfanden die beiden Comthure bei der Anhörung des Geschehenen die höchste Freude. Ihr Streich gegen André war vollständig geglückt, sie hatten sich namhaft um den Orden verdient gemacht. Jetzt wollte es ein günstiges Geschick, daß sie den Lohn ihrer Mühen und Anstrengungen gleich finden sollten.

Chavannes bestand nachdrücklich darauf, daß sie Beide sofort nach Cypern abreisten, um daselbst mit den vorhandenen Rittern die Wahl sogleich vorzunehmen, damit sich nicht erst eine große Anzahl von Brüdern sammle und vielleicht einen anderweitigen Candidaten aufstelle.

Johann von Gaudin ging gern auf diesen Vorschlag ein. Unter dem Schutze des Comthurs von Chavannes mußte er Seneschall werden.

Auf des Letzteren Befehl lief auch noch an demselben Tage eine Galeere aus, um sie nach Limisso zu tragen. Zu Ende des Monats August langten sie daselbst an. Kaum gelandet, beantragte Chavannes sofort im herrischen Tone die Großmeisterwahl und behandelte diejenigen barsch und schnöde,

welche erklärten, sie seien nicht vollzählig genug, um eine solche vorzunehmen. Gaudin, feiner als sein Freund, ließ sich über die Art und Weise, wie er das St. André'sche Vermögen an den Orden gebracht, lang und breit aus, so daß er bei den alle der inneren Congregation angehörenden Brüdern ob seiner Klugheit in großem Ansehen stand.

Endlich, da sich Keiner ihm zu widersetzen getraute, vermochte Chavannes die versammelten Templer, mit ihm eilfe an der Zahl, dennoch dahin, zur Großmeisterwahl zu schreiten. Weil nun so gar wenig Brüder versammelt waren, schlug er vor, zumal da außerordentliche Umstände herrschten, von dem bisher beobachteten ceremoniellen Verfahren abzusehen, den Großmeister mit einfacher Stimmenmehrheit zu erwählen. Ohne dem Orden wesentliche Nachtheile zuzufügen, schloß er seine Rede, dürfe man keinen Tag länger ohne Oberhaupt sein, welches allein im Stande wäre, die Brüder gegen jede Eventualität zu schützen und sie zu vertreten.

Man ging gezwungen auf seine Vorschläge ein, und schritt, ohne die Ankunft weiterer Brüder abzuwarten, zur Wahl.

Wie vom Schlage gerührt stand der wilde Comthur aber da, als von den eilf Stimmen acht Johann von Gaudin zum Großmeister wählten, welches Resultat Jacob von Molay ermöglicht, der sich, und zwar nicht mit Unrecht, von einem Meister wie Chavannes wenig Gutes versprach.

Anfangs glaubte Chavannes, der Freund werde auf die ihm übertragene Würde verzichten; als er jedoch bemerken mußte, wie sie dieser sehr gern und mit Dank acceptirte, erhob er mit zornbebender Stimme Einspruch gegen die Wahl und bezeichnete sie als eine ungesetzliche.

Molay, welcher sich an dem Grimme des Gewaltigen

labte, da er nichts zu fürchten hatte, entgegnete einfach und mit Ruhe, die von dem Comthur vor der Wahl mitgetheilten Gründe seien zu berücksichtigungswerth gewesen, um von der Wahl selbst abzustehen. Es sei in der That unbegreiflich, wie sich Chavannes Sinn in so kurzer Zeit so sehr ändern könne.

Giftig, wie ein gereizter Scorpion, forderte dieser den Sprecher auf, sofort seine unnöthige Rederei zu lassen, sonst werde er ihm mit geballter Faust die Zähne einschlagen.

Als ihm Gaudin in seiner Eigenschaft als Großmeister auf diese Aeußerung einen strengen Verweis gab, brach er in ein wahnsinniges, gellendes Gelächter aus, nannte Johann von Gaudin einen heuchlerischen Schuft, die übrigen aber niedrige Knechtsseelen und eilte alsdann schäumend aus dem Hause und aus der Stadt.

Keiner der vorhandenen Tempelherren hatte es gewagt, den Wilden ob seiner Beleidigungen zur Rede und Verantwortung zu stellen, im Gegentheil, sie fühlten sich erst dann sicher, als er das Haus verlassen. Sie hielten es auch nicht für angemessen, ihn wegen seiner Worte in Anklagezustand zu versetzen, sondern erklärten, sie wollten sie, als im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit ausgestoßen, mit dem Mantel der Vergessenheit bedecken.

Man sieht, mit Beaujeu war ein Großmeister zu Grunde gegangen, der sich nicht leicht ersetzen ließ; Johann von Gaudin mit seinem kriechenden Wesen, dem auch jede hohe Eigenschaft mangelte, war nicht einmal der Schatten von ihm.

Die zehn Brüder fuhren in ihrem Wahlgeschäfte fort, zum Seneschall wählten sie — Odo von Chavannes, zum Marschalle Gaston von St. André, zum Comthur von Cypern, welche Würde mit der eines Comthurs von Jerusalem gleichbedeutend sein sollte, Jacob von Molay; sämmtliche

übrige bei der Wahl vorhandene Ritter wurden von Johann von Gaudin und Jacob von Molay zu Großprioren ernannt.

Kaum eine Stunde Großmeister suchte Gaudin schon gegen den König von Cypern zu intriguiren.

Fressendes Gift im Herzen schiffte Odo von Chavannes nach Marseille zurück. Als ihm Wilhelm von Beaujeu bei der Großmeisterwahl vorgezogen worden, schmerzte dies seiner Ehrsucht zwar, doch mußte er selbst zugestehen, daß jener eine für die Würde passendere Persönlichkeit sei, als er selbst.

Daß man ihn aber gegen den Schleicher Gaudin hintenangesetzt, einen Mann, dem er sich in jeder Beziehung überlegen fühlte, konnte er gar nicht glauben, schon der Gedanke allein brachte ihn fast der Raserei nahe. Bei ruhiger Ueberlegung mußte er sich jedoch eingestehen, daß Alles erlebt und wahr sei.

Als er die beiden Großmeister Berard und Beaujeu mit dem neuerwählten verglich, wandelte ihn urplötzlich ein helles Lachen an und er beschloß, bei den abendländischen Conventen dahin zu wirken, daß der ganze Wahlact für null und nichtig erklärt würde.

Die Ueberzeugung, daß die Erfüllung dieses seines Lieblingswunsches gar nicht ausbleiben, er aber den Thron besteigen werde, den der freche Gaudin verlassen müsse, gab ihm seine ganze Heiterkeit wieder.

Eines hatte er sich jedoch mit glühendem Griffel in sein Herz eingegraben: Rache gegen den hinterlistigen Jacob von Molay. Schon zu Akkon hing es von seiner Stimme ab, ihn zum Großmeister zu machen und er that es nicht, jetzt wiegelte er sogar noch die Brüder gegen ihn auf, um ihm eine schimpfliche Niederlage zu bereiten. Daß dies wirklich

geschehen, fühlte er ordentlich. Darum beschloß er auch, sobald er Großmeister geworden, Molay wissen zu lassen, was diese Würde bedeute.

Zugleich nahm er sich vor, auch mit Gaudin einige Worte zu reden, welche ihm nicht gefallen, dafür aber recht oft an den Wahltag auf Limisso erinnern sollten.

Mit solchen Gefühlen und Absichten gelangte er nach Marseille. Er fand die Brüder ganz und gar nicht bereit, nach Cypern unter Segel zu gehen. Was sie in Marseille hatten, wußten sie, nicht aber was sie auf der Insel erwartete. Es war mit dem Falle Akkons eine merkwürdige Schlaffheit eingetreten, es verließ sich ein Ordenshaus auf das andere, kein Bruder erhob sich aus seiner Lethargie, man hätte es am Liebsten gesehen, wenn Alles auf dem alten Standpunkte geblieben wäre.

Chavannes entrüstete sich ob solcher Theilnahmlosigkeit und ließ einen Convent berufen, an dem sämmtliche Brüder mit Ausnahme Gastons von St. André, der sich wieder in Marseille befand, Antheil nahmen.

In feuriger Rede theilte er der Versammlung mit, welchen Schritt die wenigen Templer auf Cypern gethan, schilderte die Person Gaudins in ihrem wahren Lichte und griff die Brüder beim Ehrgefühle an, sie möchten doch solch einen Großmeister nicht anerkennen, man würde sonst den Orden dem Gelächter ganz Europas Preis geben.

Die versammelten Tempelherren erkannten aber recht gut, was Chavannes beabsichtigte, waren jedoch gar nicht geneigt, seine Vorschläge zu berücksichtigen.

Man erwiderte ihm daher kurz: Gaudin sei einmal gewählt, ohne den Orden bloßzustellen dürfe man die jetzt nun gewiß bekannt gewordene Wahl nicht umstoßen. Im

Uebrigen könne man dem neuen Großmeister nichts zur Last legen, im Gegentheile verdiene seine Umsicht, womit man auf die St. André'sche Erbschaftsangelegenheit anspielte, alle Anerkennung. Der Orden habe bei der Eroberung Akkons solch einen schweren Schlag erlitten, daß man Jahre der Erholung bedürfe, ein kriegerischer Meister sei daher nicht nothwendig, Gaudin vielmehr ganz passend, weil unter seiner milden Regierung die Provinzen gewiß zur höchsten Blüthe gelangen würden.

Chavannes fiel also auch in Marseille durch. Da man hier nichts von seiner Candidatur wissen wollte und die Marseiller Templer führten in den Generalcapiteln doch gewöhnlich das Wort, so sah er ein, daß seine Bemühungen erfolglos bleiben würden. Er beschloß auch, keine Schritte weiter in seiner Angelegenheit zu thun, aber sein Herz sann auf eine teuflische Rache, er wollte dem Orden zeigen, was er an ihm entbehrte.

Mit der letzten Demüthigung war Odo von Chavannes vom eifrigsten Templer der ingrimmigste Feind des Ordens geworden.

Sein Gehirn war reich an boshaften Plänen; sofort ließ er sich zu Gaston von St. André führen.

Dieser grüßte ihn kalt und fragte ihn nach seinem Begehren.

„Ich will Euch eine Mittheilung machen, die Euch, wenn auch nicht erfreuen, doch interessiren wird," antwortete er mit möglichst sanfter Stimme, wodurch er noch widriger wurde, „sowie einen Rath ertheilen, der sicher gut ist."

„Nehmet Platz, Comthur, und sprechet."

„Ich will gleich zur Hauptsache übergehen, St. André.

Ihr kennet ohne Zweifel die kurz auf einander gefolgten Todesfälle in der Familie Eures Vetters Bryan?"

„Ich habe die Unglücksfälle mit dem tiefsten Schmerze und dem innigsten Bedauern vernommen, wenn schon mir ein ungeheures Vermögen dadurch erwachsen ist."

„Kennt Ihr aber auch die Ursachen jener schrecklichen Begebenheiten?"

„Sie sind zu natürlich, um mißverstanden werden zu können."

„Im Gegentheile, St. André, sie sind sehr unnatürlich. Doch ich will kurz sein. Vernehmet also: Unser Orden strebte nach Eurem Vermögen und dem Eures Vetters. Da Ihr Euch geweigert, im Voraus das Euch möglicher Weise zufallende Erbe dem Orden zu vermachen, so beschloß derselbe auf Jacob von Molay's Antrag, selbstthätig einzuschreiten, damit ihm das Vermögen nicht entgehe. Vor allen Dingen mußte das Besitzthum Eures Vetters Bryan an Euch fallen, das Uebrige wollten sie einstweilen der Zukunft überlassen."

Argwöhnisch schaute Gaston dem Comthur bei diesen Worten in das schadenfrohe Auge, in dem Blicke lag eine dringende Mahnung an ihn, in seinen Mittheilungen fortzufahren.

„Ihr müßt wissen," setzte Chavannes seine Rede fort, „daß in dem Ordensverbande selbst wieder eine Verbrüderung besteht, welche den Großmeister und alle Ordensoberen und brauchbaren, d. h. gewissenlosen Brüder umfaßt. Ein Ritter, von dem sich diese sogenannte innere Congregation wenig verspricht, wird gar nicht darinnen aufgenommen, ja er erfährt nicht einmal etwas von der Existenz derselben.

Der Hauptzweck dieser Gesellschaft ist, Mitglieder

zu erziehen, deren größte Tugend der unbedingte Gehorsam ist.

Diese Gesellschaft sandte zur Erlangung von Bryans Vermögen einen ihrer Brüder in dessen Wohnsitz; er hatte unbedingte Vollmacht, zu thun und zu lassen, was er wollte. Der Ritter befreundete sich mit der Familie, brachte die Eltern dahin, daß sie ihre Tochter in ein Kloster schickten, den Vater vergiftete er, die Mutter enthob ihn durch einen natürlichen Tod der gleichen Maßregel gegen sie, den Sohn aber ließ er durch einen anderen Bruder des inneren Ordens erschlagen. Auf diese Weise ist Bryans Vermögen an Euch gefallen und Ihr werdet es dem Orden übermachen müssen."

„Entweder seid Ihr aberwitzig, Comthur," gab Gaston auf diese Erzählung zur Antwort, „oder Ihr haltet mich für albern genug, Eure Mährchen zu glauben."

„St. André," sprach Chavannes mit entschiedenem Tone und finsterem Gesichte, „St. André, ich schwöre Euch bei dem Haupte meiner verstorbenen Mutter, die mich so sehr geliebt, ich spreche die Wahrheit, Bryan bekam von einem unserer Brüder ein langsames Gift, Euer Neffe Gaston aber wurde im vorberechneten Zweikampfe von einem anderen Bruder erschlagen."

Chavannes Antlitz trug bei diesen Worten den Stempel der Wahrheit in solch auffallender Weise, daß Gaston ihnen Glauben schenken mußte.

Er vermeinte zu träumen, als er die unendliche Schlechtigkeit seiner Brüder erfuhr, es war ihm, als drehe sich der Himmel mit ihm, so daß er große Mühe hatte, sich auf den Beinen zu erhalten.

Als er sich wieder gefaßt, fragte er, dicht vor den Comthur tretend:

„Chavannes, wer war der Erbärmliche, der sich in Bryans Vertrauen stahl, um es zu verrathen?“

„Unser erhabenster Großmeister von Gottes Gnaden, Herr Johann von Gaudin,“ versetzte der Angeredete mehr bitter, als höhnisch.

„Und wer war der blutige Mörder des Sohnes?“

„Ich, Odo von Chavannes, der vor Euch steht,“ antwortete er selbst mit ebenso frechem Tone, als Mienenspiel.

„Pfui,“ rief Gaston und spie aus, „Ihr seid ein Ritter und schämtet Euch nicht, ein Kind zu erschlagen, pfui, pfui, dreimal pfui über Euch elenden Feigling!“

Chavannes schaute, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, Gaston mit einer Aufmerksamkeit an, als ob seine Vorwürfe ihm gar nicht gälten. Ruhig entgegnete er daher auch:

„St. André, Euer Neffe war ein keineswegs zu verachtender Ritter, doch wäre er selbst noch ein unschuldiges Kind gewesen, so hätte mich ein Auftrag der Brüderschaft, welche in unserem Ordensverbande herrscht, gezwungen, ihm das Leben zu nehmen. Wenn Ihr übrigens glaubt, ich wäre gekommen, um mir von Euch Vorlesungen über Moral halten zu lassen, so täuscht Ihr Euch, ebenso wenn Ihr annehmt, ich wolle Euch mit meinen Mittheilungen einen Freundschaftsdienst erweisen. Nein, Ihr könnt den Grund erfahren. Der Orden hat mich, seinen ergebensten Diener, der ihm Leib und Seele geopfert, auf eine ganz erbärmliche Weise beleidigt und bloßgestellt und wenn ich Euch seine dunklen Getriebe enthülle, so geschieht es, um einen seiner Lieblingspläne und zwar aus Rache für jene Beleidigung zu vernichten.

Einen guten Rath will ich Euch noch ertheilen. Wie ich voraussetzen darf, werdet Ihr Euer Vermögen, an dem

das Blut Eurer Verwandten klebt, Jedermann eher als dem Orden vermachen. Nun merket auf, wenn Ihr es einer Stiftung, einem Mönchsorden oder einem Privatmanne zuschreiben laßt, so ist dies gerade so gut, als ob Ihr es dem Orden gleich in die Gewalt gebt, denn das versichere ich Euch, er bringt es überall heraus und sollte er es, Heller um Heller, mit glühenden Zangen aus dem Herzen der Mutter Gottes zwicken. Mein Rath läuft nun darauf hinaus, cedirt sofort Euer Vermögen einem mächtigen, sehr mächtigen Mann, einem großen Könige oder Kaiser, nur dem Papste nicht, denn dieser überantwortet es dem Orden augenblicklich wieder, weil er seiner zu sehr bedarf; lasset die Urkunde darüber noch heute ausstellen und schicket sie durch einen sicheren Boten ab, denn ich sage Euch, von der Stunde an seid Ihr keinen Augenblick mehr Eures Lebens sicher. Nun handelt wie Ihr wollt, St. André, mein Rath ist gut, lebt wohl."

Der wilde Templer ging.

Gaston schauderte die Haut, die Enthüllung hatte ihn, obgleich er dem Orden wenig Gutes zutraute, zu unvorbereitet gefunden.

Er dachte und sann lange über Chavannes Worte nach, schließlich kam er aber doch zur Ueberzeugung, es sei das Beste, wenn er auf seinen Vorschlag einging. Nur wußte er keine geeignete Persönlichkeit, der er sein Besitzthum zuwende.

Er beschloß daher, Helene, welche in Marseille lebte und fast den ganzen Tag im Gebet auf Beaujeu's Grab zubrachte, in dieser Sache um Rath zu fragen. Sie war seine Freundin geworden, ihr hatte er schon öfters sein ganzes Herz ausgeschüttet, es war eine erfahrene Frau, sie sollte ihm helfen.

Wir finden Helene in einem bescheiden, aber wohnlich eingerichteten Stübchen mit daran stoßendem Kämmerchen. Ihr Antlitz war eingefallen, ihre Haltung gebeugt, die letzten Tage lagen wie Jahre auf ihrem Nacken.

Ihr ganzes großes Vermögen hatte sie der Stadt Marseille unter der Bedingung vermacht, daß man ihr das Plätzchen neben Beaujeu's Grab zum dereinstigen Ruheorte überlasse; man war von Seiten der Stadt gern darauf eingegangen.

Die Begrüßung der beiden Leute war ordentlich geschwisterlich herzlich.

Ohne große Einleitung theilte Gaston Helenen mit, was er soeben von Chavannes erfahren. Auch sie entsetzte sich darüber, doch billigte sie den gegebenen Rath durchaus. Wem er aber sein Vermögen vermachen sollte, wußte sie im Momente auch nicht. Daß dies eine sehr mächtige und zähe Person sein müßte, welche einen Kampf mit dem Orden nicht scheute, verstand sich von selbst. So besannen sie sich lange, endlich hub Helene an:

„Mein Freund, ich glaube die geeignete Persönlichkeit gefunden zu haben, der ihr Euer Gut anvertrauen dürft. Es ist ein frommer, redlicher Mann, das Opfer eines Templercomthurs von seiner Geburt an. Euer Geschenk ist ihm daher nicht nur zu gönnen, sondern gleicht auch ein gegen ihn begangenes Unrecht ziemlich aus. Es ist Wilhelm Nogaret, der Kanzler des Königs von Frankreich, Philipps IV., genannt der Schöne."

Nun erzählte sie ihm die Lebensgeschichte Nogarets ausführlich, die Art und Weise, wie sie mit ihm bekannt wurde, sowie die Pläne, welche der Minister in Bezug auf den Tempelherrenorden auszuführen gedachte.

Gaston folgte Helenens Erzählung mit mehr Aufmerksamkeit, als man hätte vermuthen sollen.

Helene schwieg, eine lange Pause trat ein.

„Frau Helene," redete sie Gaston endlich an, nachdem er sich aus seinen tiefen Gedanken erholt, „Frau Helene, dieser Nogaret scheint mir kein gewöhnlicher Mann zu sein. Er hat Recht, der Orden muß zu existiren aufhören, es ist nichts Lebensfähiges, für die Welt Gedeihliches in ihm, sein Kern ist faul, nur einige äußere Blätter sind noch grün. Jetzt besonders, da uns mit dem heiligen Lande der Boden entzogen ist, wo noch einiges Leben zu holen war, sind wir eine Gesellschaft, deren Einrichtungen dem bürgerlichen Leben zuwider sind; es ist daher besser, man zieht uns unsere Mäntel aus, sie bedecken doch nur Hochmuth, Habsucht und Irreligiosität. Darum sei Wilhelm Nogaret mein Mann und ich heiße den Zweck gut, wozu mein Vermögen verwandt wird. Durch eine Schandthat des Ordens zusammengehäuft, übergiebt es ein Templer dem Opfer eines Templers, um damit den ganzen Tempel zu untergraben. Doch ich werde meine Feindschaft gegen den Orden nicht verheimlichen, offen, wie es einem braven, ehrenhaften Manne geziemt, werde ich auftreten und ihm seine Laster, seine Schandthaten mit freien Worten in das Antlitz schleudern, mag daraus entstehen, was da will."

Gaston erhob sich, grüßte Helene freundlich und entfernte sich, um die Schenkungsurkunde auszufertigen.

Mit Zuziehung eines Notars vollbrachte er dies Geschäft in sehr kurzer Zeit.

Am Abend befand er sich in seinem Zimmer und hing trüben Gedanken nach. Es war ihm so recht todt in seiner sonst so warmen Brust. Die Träume des Ehrgeizes waren

zusammengefallen, die Banden der Freundschaft zerrissen, die Hoffnungen der Liebe erloschen, jetzt erhoben sich auch noch Zweifel, ob seine Ehre bei einem längeren Verweilen im Orden nicht gefährdet werde.

Konnte er aber denn den Orden verlassen? Sein Schwur sowohl dem Vater, als dem Receptor gegenüber, band ihn an die Gemeinschaft der Brüder.

Wenn er sich jedoch nicht factisch von dem Verbande lösen konnte, so wollte er sich moralisch von ihm trennen. Mochte alsdann geschehen, was da wollte.

Eben mit seinem Entschlusse ins Reine gekommen, öffnete sich das Zimmer, Odo von Chavannes mit seinem abstoßenden, jetzt fast geisterhaft aussehenden Gesicht trat ein.

Gaston erschrak bei seinem Anblicke ordentlich, als ob er den leibhaftigen Bösen vor sich sehe.

Ohne ein Wort des Grußes zu äußern oder eine Aufforderung abzuwarten, ergriff der Comthur einen Stuhl und setzte sich Gaston gegenüber.

Eine Zeitlang fixirte Chavannes den Inhaber des Zimmers scharf, dann sprach er:

„St. André, wollt Ihr meinen Rath befolgen?"

„Ich werde dies thun, Chavannes, doch leiten mich andere und Gott sei Dank! bessere Motive, als Euch."

„Das ist mir ganz gleichgültig, welches die Beweggründe Eurer Handlungsweise sind, darum habe ich Euch auch gar nicht befragt, mir genügt schon, daß Ihr gewillt seid, meine Winke zu berücksichtigen."

„Seid Ihr blos gekommen, um meinen Entschluß zu erfahren, so kennt Ihr nun denselben."

„Ich kenne ihn jetzt, und bin zu gleicher Zeit überzeugt, daß Ihr ihn ausführen werdet. Jetzt will ich Euch noch

etwas Anderes in aller Kürze mittheilen. Die Lumpenversammlung auf Cypern hat die höheren Ordensstellen ergänzt, Ihr, St. André, seid zum Marschall ernannt worden, der Hallunke von einem Molay ist Comthur von Cypern und denket Euch, o ich möchte bersten, mich haben sie zum Seneschall gemacht, mich, den Comthur Odo von Chavannes, zum Gehülfen des Heuchlers Gaudin! Ist das nicht zum Lachen, St. André?"

Ein gellendes Gelächter erschütterte die Zimmerwände, doch bekam der Aufgeregte seine Ruhe schnell zurück.

„So sehr mich diese Erhebung früher gefreut und meinem Ehrgeize geschmeichelt hätte, so kalt läßt sie mich jetzt."

„Ihr nehmt sie aber an?" fragte Chavannes mit dem lauernden Blicke einer wilden Katze.

„Nimmermehr."

„So ist es schön von Euch, St. André, ich habe Euch stets, wenn gleich gehaßt, so doch auch geachtet; ich erwartete daher nichts Anderes von Euch. Vernehmet, zugleich mit der Nachricht von der Beförderung ist der Befehl eingetroffen, daß Ihr Euch sofort nach Cypern unter Segel begeben sollt. Wisset, man ködert Euch jetzt. Mit dieser Ehrenstelle will man Euch willfährig machen, daß Ihr Euer Besitzthum dem Orden freudig an den Hals werfet. Thut Ihr dies nicht freiwillig, so wird man andere Maßregeln ergreifen, um es Euch zu entreißen."

„Man wird mir nichts entreißen, Chavannes, mein Vermögen ist bereits abgetreten."

„Doch nicht an den Orden?" fragte dieser hastig, unverkennbare Angst im Gesichte.

„Nein," versetzte Gaston, so daß sich Chavannes Antlitz

sofort wieder aufklärte, „sondern an einen Mann, der gegen den Orden kühn in die Schranken treten wird."

„Den Mann möchte ich kennen lernen," versetzte der wilde Templer. „Ich kann kühn behaupten, daß die ganze Welt wenig Männer trägt, welche diesen Muth besitzen."

„Seid überzeugt, daß mein Mann den Orden nicht scheut."

„Darf ich vielleicht seinen Namen wissen, St. André."

„Ich fühle mich nicht bewogen, Euch denselben mitzutheilen."

„Ihr möget zwar Ursache haben, mir zu mißtrauen, St. André, doch könnt Ihr versichert sein, daß Ihr mir Unrecht thut, wenn Ihr annehmt, ich meinte es nicht redlich mit Euch."

„Das mag sein, Chavannes, ich fühle mich jedoch durchaus nicht verpflichtet, um Eurer bloßen Neugierde zu genügen, den Namen eines Mannes mit zu theilen, der dadurch gefährdet werden könnte."

„St. André, ich sollte diesen Mann gefährden? Bei dem Herzen meiner verstorbenen Mutter versichere ich Euch, ich würde, sobald ich ihn kennte, jenen Mann auf den Knieen bitten, Euer Gold zu nehmen und lauter Gift dafür zu kaufen, um den ganzen Orden damit zu vergiften, denn mit Gewalt hat er ihm nichts an. Doch es mag sein, ich verlange seinen Namen nicht zu wissen. St. André, ich habe mein Lebtage noch nicht gebetet, wenn man von dem albernen Kindergeplapper absieht, glaubet mir aber, ich wäre jetzt versucht, zu Gott, wenn es einen giebt, oder zum Teufel, der sicher existirt, zu beten, blos damit er Eurem Manne Muth und Kraft giebt, den Ordensmitgliedern allen einzeln den Hals zu brechen."

Schaudernd wandte sich Gaston von dem fürchterlichen Manne ab. Dieser weidete sich eine Zeitlang an dem Entsetzen, welches er eingeflößt, dann begann er wieder:

„St. André, wollt Ihr dem Rufe nach Cypern Folge leisten oder nicht?"

„Ich muß, meine einmal beschworene Pflicht verlangt es."

„So werdet Ihr die Urkunde in Betreff Eurer Vermögensschenkung einstweilen liegen lassen?"

„Es wird wohl nicht anders angehen, da ich gewillt bin, dieselbe persönlich zu überreichen."

„Thut dies nicht, St. André, thut dies nicht, Ihr glaubt nicht, wie gewaltthätig der Orden mit einzelnen, ihm nicht zusagenden Mitgliedern verfährt. Eure Urkunde ist unnütz und vergebens, wenn Ihr sie nicht sofort an die zuhörige Person besorgt. St. André, ich kenne die Art und das Wesen des Ordens besser als wie Ihr. Ich will Euch sagen, was Euch bevorsteht. Man wird Euch in Limisso von Seiten des Ordens Zumuthungen stellen, auf welche Ihr, so wie ich Euch kenne, nie eingeht. Alsdann wird man Euch packen und dahin besorgen, wo von Euch kein Schaden mehr zu erwarten steht, Euer Vermögen aber wird man einziehen. Sehet, das habt Ihr zu erwarten, nun thut, was Ihr nicht lassen könnt."

„Chavannes, Ihr seht zu schwarz!"

„St. André, ich habe schon zu oft an dergleichen Angelegenheiten mit geholfen, um über Euer Loos im Zweifel zu sein. Darum hört mein letztes Wort, übergebt Eure Urkunde, ehe Ihr nach Cypern reiset."

„Es geht nicht, der Weg ist zu weit und würde mich zu lange Zeit aufhalten."

„Dann sendet einen sicheren Boten ab, Ihr werdet viel leichter reisen, wisset Ihr, daß Eure Geschäfte besorgt sind.“

„Der einzige zuverlässige Bote, welchen ich besitze, ist mein Knappe und Freund Heinz Vieppach, den Ihr kennet, doch ist er mir zu unentbehrlich, um ihn, sei es auch auf nur einige Tage, missen zu können.“

„Höret einmal ein vernünftiges Wort, St. André, ich glaube, Ihr könnt mir wenigstens in dieser Sache Euer vollkommenes Zutrauen schenken. Ich will Euch einen ganz treuen Boten verrathen, der eher sein Leben, als seine Botschaft aufgiebt.“

„Und der wäre?“

„Ich selbst.“

„Was, Ihr ließet Euch herab, den Boten eines jüngeren Bruders zu machen! Chavannes, das glaube ich nimmermehr!“

„Höret, St. André, ich schwöre Euch bei den Gebeinen meiner guten Mutter, ich besorge Euch Euer Document und sollte ich mein Leben dabei tausendmal einbüßen müssen. Daß ich dies nicht aus Freundschaft gegen Euch thue, ist sicher, mein Beweggrund dazu ist einzig und allein mein Haß gegen den Orden. Darum bitte ich Euch, St. André, gewährt mir die einzige Genugthuung, betraut mich, beehrt mich mit Eurem Auftrage, ich könnte Euch fußfällig darum anflehen.“

„Gut, es sei, ich will Euch trauen,“ sprach Gaston nach einigem Besinnen, während dessen er sich vollkommen überzeugt, daß er sich auf Chavannes verlassen könne.

„Ihr versprecht mir also, das Document eigenhändig an die Person zu überliefern, welche ich Euch bezeichnen werde?“

„Ich schwöre bei der ewigen Ruhe meiner Mutter, denn

einem andern Schwure werdet Ihr doch keinen Glauben schenken, Eure Sendung nicht nur buchstäblich zu erfüllen, sondern Euch auch einen Empfangsschein über die richtige Abgabe beizubringen."

„Seid Ihr bereit, schon morgen die Reise antreten zu können?"

„Ich reise ab, sobald Ihr es nur irgend wünscht und wäre es selbst im Augenblicke."

„So vernehmet, Ihr müßt nach Paris reisen.

„Ich war schon öfters daselbst."

„Ich habe mein Besitzthum einem gewissen Wilhelm Nogaret vermacht, dem Kanzler des Königs Pilipp von Frankreich."

„Nogaret, Nogaret!" sprach Chavannes vor sich hin, „sollte dies nicht der junge Mann sein, von dem man hörte, er habe auf der Kirchenversammlung von Lyon dem Großmeister Wilhelm von Beaujeu so keck und muthig widersprochen?"

„Es ist derselbe, Chavannes."

„Ihm wollt Ihr also Euer Besitzthum im Ernste vermachen?" fragte der rachsüchtige Templer wieder und eine wilde Freude blitzte in seinen Augen.

„Er bekommt es und kein Anderer, oder vermeint Ihr vielleicht, er sei desselben nicht würdig?"

„Wo denkt Ihr hin," rief Chavannes hastig. „Er ist im Gegentheile fast der einzige passende Mann, ihm gebührt das Geld mit Recht. Also an ihn soll ich die Urkunde übergeben?"

„Die Urkunde und ein Schreiben, welches ich sofort beginnen werde."

„Eilt Euch, eilt Euch, mir brennt schon der Boden unter den Füßen. Wilhelm Nogaret, ich will Dich festschmie-

den, Du lieber, herziger Mann, ich will Dir helfen, Du sollst mich anbeten! Aber nur rasch, St. André, rasch."

Die Sonne war noch mit ihren ersten Strahlen fern, als Odo von Chavannes die Straßen von Marseille wie ein Wüthender durchsprengte. Man glaubte in seinem abgelebten Körper das Feuer bei Weitem nicht mehr zu finden, welches seine Rachsucht wieder entflammt.

Seine Reise ging über Avignon nach Paris, auf seiner Brust trug er das für Wilhelm Nogaret bestimmte Dokument nebst dem Schreiben.

Noch vor seiner Abreise hatte er St. André dringend gerathen, dem Rufe nach Cypern keine Folge zu leisten, weil es sein Henkersgang sein würde.

Nichts desto weniger entschloß dieser sich, unverzüglich ein Schiff zu besteigen und sich nach Cypern auf den Weg zu machen. Seine Absicht stand fest und sollte so schleunig als möglich ausgeführt werden.

Er benutzte die Gelegenheit, um sich mit zwanzigen seiner Brüder und vielen Dienenden einzuschiffen.

Die Reise ging nicht ohne Unfall ab. Zwischen Sardinien und Sicilien hatte die Galeere ein hartnäckiges Gefecht mit einem Seeräuber zu bestehen, wobei mehrere Templer blieben und Gaston eine nicht unbedeutende Kopfwunde erhielt.

Bei Candia strandete das Schiff, so daß die Mannschaft kaum von herbeieilenden Fischern gerettet werden konnte. Um nach Limisso zu gelangen, mußte man ein Handelsschiff beauftragen, eine Galeere behufs ihres Transportes von dort herbeizurufen. Hierüber verstrichen wieder einige Wochen, endlich

kam die Galeere aus Cypern, ungünstige Winde hielten sie jedoch wieder eine geraume Zeit im Hafen fest.

Endlich konnten die Templer im Frühling des Jahres 1292 auslaufen und kamen jetzt auch ohne Unfall nach dem Orte ihrer Bestimmung.

Es hatten sich dort schon fünfzig bis sechszig Ritter um den neuen Großmeister gesammelt, während die meisten Brüder im Abendlande schwiegen, jedenfalls weil sie nicht wußten, ob sie Johann von Gaudin anerkennen sollten oder nicht.

Der Orden, insbesondere das Oberhaupt, war froh und guter Dinge, der Fall Akkons hatte dazu gedient, ihm überreiche Besitzungen zu verleihen. Man empfing daher Gaston und seine Gefährten mit offenen Armen, überall erzählte man ihnen die frohen Nachrichten, welche von Veit von Foresta, dem Großprior von England, Ecko von Czeykowitz, dem Großprior von Böhmen und Mähren, von Friedrich von Alvensleben, dem Heermeister von Brandenburg und den slavischen Ländern und von Richard von Palmere, dem Großprior von Irland eingegangen seien.

Alles dies ließ Gaston ganz theilnahmslos, seine Liebe zum Orden war erstorben und kalt.

Am zweiten Tag nach seiner Ankunft — den ersten hatte er fast ganz am Grabe Margueritens verbracht — trat Jacob von Molay in sein Zimmer, ihn mit übertriebener Freundlichkeit grüßend; er schüttelte ihm die Hände, welche ihm Gaston willenlos ließ, ohne jedoch den Druck auch nur im Mindesten zu erwidern.

„Gaston, Freund und Lebensretter, ich gratulire Dir, die Würde eines Ordensmarschalles konnte auf keine verdienstvollere Person fallen, als eben auf Dich. Es ist auch keiner

9*

im ganzen Brüderverbande, dem ich sie lieber gönne, als eben Dir. Hat Dich die Nachricht nicht recht überrascht?"

„Ueberrascht, ja, Molay, aber keineswegs angenehm, ich wollte lieber, ich wäre an St. Lô's Stelle in Akkon ermordet worden und er noch hier."

„Es scheint, Du bist Hypochonder geworden, seitdem Du Cypern zum erstenmale den Rücken gekehrt. Fange hier keine Grillen, komm mit zum Großmeister und mache ihm Deine Aufwartung daselbst, er, sowie die sämmtlichen versammelten Brüder sind begierig, Dir ihre tiefgefühltesten Glückwünsche zu Füßen legen zu können."

Ein Lächeln der Geringschätzung überflog die jetzt schon ziemlich scharfen Züge St. Andrés. Er fühlte, der Augenblick der Entscheidung war da, sein Herz schlug jedoch ruhig, als ob er in ein Gotteshaus trete.

„Ich werde auf der Stelle folgen, nur will ich meinem Knappen zuvor einige Worte sagen. Entschuldige meine Abwesenheit auf einige Augenblicke."

Rasch suchte er jetzt Heinz in seinem Zimmer auf und flüsterte dem darob Erschrockenen zu:

„Heinz, ich gehe jetzt zum Großmeister, vielleicht ist es möglich, daß ich nicht wiederkehre. Du wirst in diesem Falle leicht erfahren, was mir geschehen ist. Hast Du sichere Kunde von meinem Schicksale, so reisest Du nach Paris und machst dem Kanzler des Königs, Herrn Wilhelm Nogaret, die desfallsigen Mittheilungen. — Du aber, treue Seele, lebe wohl, im Falle ich Dich nicht wiedersehen sollte. Du hast mich als Freund durch dieses Leben begleitet, wir werden es auch jenseits bleiben." Mit diesen Worten zog der Ritter den Knappen an seine Brust, umarmte ihn heftig und ging.

„Lebt wohl, lieber, guter Herr, lebt wohl!“ weinte der getreue Heinz.

Die Thüre war schon lange hinter Gaston geschlossen, als er noch schluchzte: „Ich weiß, wo Du hingehst, lieber Herr, ich weiß wie und warum Du handelst, ich ahne auch, was Dir bevorsteht. Doch Dir abzurathen wäre vergebens, auch könnte ich einem so braven, guten Herrn, wie Du bist, nicht widersprechen.“

Unterdessen waren Gaston und Molay zum Sitze des Großmeisters, einem schönen Palaste, gegangen. St. André setzte dem Redeflusse des Begleiters ein eisiges Schweigen entgegen, so daß dieser endlich ganz verdrossen gleichfalls stumm blieb.

So gelangten sie in das Haus und traten in einen im zweiten Stockwerk gelegenen, kostbar ausgeschmückten Saal.

Die erste Person, welche Gaston erblickte, war Johann von Gaudin, von seinen Rittern umgeben, wie ein König von seinen Trabanten.

Besonders der Großmeister selbst spielte eine überaus lächerliche Figur, er war im eigentlichen Sinne in sein mit Gold und Edelsteinen überladenes Ornat geborgt, den Abacus führte er, als ob er ihn in seinem Leben zum ersten Male in die Hand genommen hätte.

Seit seiner Erhebung auf den Großmeisterstuhl schien der sonst so kluge und verschmitzte Heuchler vor Stolz und Aufgeblasenheit wahrhaft dumm geworden zu sein.

„Willkommen, mein lieber Marschall,“ redete er Gaston von seinem thronartigen Sitze aus an, wie denn überhaupt seine ganze Einrichtung königlich war. „Es freut Uns von ganzem Herzen, daß Ihr endlich angelangt seid. Wir erwarteten Euch schon bedeutend früher.“

„Die ungünstigen Verhältnisse, Herr,“ antwortete Gaston mit einer mehr höflichen, als ehrerbietigen Verbeugung, „welche unsere Ankunft verzögerten, sind Euch schon bekannt. Ich begehe also keinen Fehler, wenn ich darüber schweige.“

„Mein lieber Marschall,“ begann Gaudin, indem er sich ob des wenig ehrfurchtsvollen Tones auf die Lippen biß, „Ihr seid wahrscheinlich gekommen, um Uns Euren Dank für die Euch widerfahrene Auszeichnung darzubringen. Ihr könnt Euch die Mühe ersparen, wir sind von der Wahrheit und Tiefe Eures Gefühles überzeugt.“

„Herr,“ sprach Gaston mit Kraft und Ruhe, „ich bin nicht gekommen, um mich zu bedanken, ich wüßte nicht wofür und bei wem. Ihr habt mich zum Marschalle gemacht, das ist mir sehr einerlei, denn ich kann mich so wenig als Marschall betrachten, als Euch als Großmeister!“

„Ihr wagt es, meine Wahl und Würde anzutasten?“ fragte Gaudin mit Zähneknirschen, so daß ihm fast die Stimme ausging.

„Reinigt Euch erst von dem Verdachte,“ rief Gaston, seines Zornes, sowie der Herrschaft über sich nicht mehr mächtig, „des Mordes durch Gift und der Anstiftung zum Morde, Gaudin, reinigt Euch von dem Verdachte niedriger Erbschleicherei, welche Ihr an dem Vermögen meines Vetters begangen, reinigt Euch davon und ich will Euch als Ritter, nun und nimmermehr aber als Großmeister anerkennen. Um Euch den Abacus zu verleihen, müssen ich und viele hundert meiner Brüder ihre Einwilligung geben, dazu genügen zehn Ritter nicht, besonders wenn einer von ihnen Molay heißt. Eine solche Gesellschaft erkenne ich als Wahlkörper nun und nimmermehr an, die eine Congregation im Orden bildet, um Verbrechen über Verbrechen zu begehen, die ihren un-

schuldigen Genossen die Augen verbindet, um ihnen hinter dem Rücken Schmach und Makel auf den Mantel zu werfen!

Ich schwur voreinst einen heiligen Eid, Templer zu werden, nie aber einer Rotte von Gottlosen angehören zu wollen. Meine braven Brüder liegen unter dem Schutte Akkons, von den übrigen sage ich mich los, hier habt Ihr Euren Mantel des Lasters und der Schande!"

Im wilden Grimme riß er seinen Mantel ab und warf ihn Gaudin im mächtigen Schwunge vor die Füße.

Sprachlos starrten die Ritter den verwegenen Sprecher an. Endlich stammelte der leichenfahle Großmeister:

„Bube, so wagst Du mit Deinem Herrn und Meister zu reden! Ritter, ergreift ihn, sein Leben ist verwirkt!"

„Und seine Güter sind verfallen!" fügte Molay höhnisch bei, den Gastons Worte auch in keinen geringen Zorn gesetzt hatten.

„Du irrst Dich, Erbärmlicher! rief ihm St. André zu, während die Ritter zögerten, den allseits geachteten Mann anzugreifen, mehrere ihm vielleicht auch Recht gaben. „Du irrst Dich, von meinem Vermögen wird dem Orden kein Zahn wehe thun. Dich aber, Gewissenloser, wird Gott dereinst schon zur Rechenschaft ziehen!"

„Sein Leben ist verwirkt, sein Vermögen verfallen!" bestätigte der noch immer keuchende Gaudin. „Ritter, führt den nichtswürdigen Verbrecher ab."

„Eure Schimpf- und Schmähreden ehren mich mehr, als wie Eure Ernennung zum Marschalle, ich danke Euch dafür," rief Gaston noch, als einige der jüngeren Ritter auf ihn zu traten und ihn schüchtern baten, ihnen zu folgen.

Die ältern Ritter nahmen keinen Theil an dieser Verhaftung.

Gaston folgte den Rittern ohne Widerstand; man führte ihn in ein anständiges Gefängniß, doch mußte er es auf speciellen Befehl Gaudins noch an demselben Tage mit einer feuchten unterirdischen, dunklen Kellerwohnung vertauschen.

Nach wenigen Tagen, als er Sicherheit über das Schicksal seines Herrn hatte, benutzte Heinz Vieppach die Gelegenheit, um auf einem Schiffe von Cypern zu fliehen.

Fünftes Capitel.

Einer der bedeutendsten Fürsten jener Zeit, wenn nicht der bedeutendste, war Philipp von Frankreich, genannt der Schöne, welcher 1285 mit siebenzehn Jahren den Thron seiner Väter bestieg. In die Fußtapfen seines Vorgängers Ludwigs IX. eintretend, suchte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Häupter seiner mächtigen Vasallen zu beugen.

Wie seine Stellung der Geistlichkeit gegenüber war, läßt sich aus der Ansicht abnehmen, nach welcher der berühmte Aegidius von Colonna, nachmaliger Erzbischof von Bourges, seinen Zögling, eben Philipp, heranbildete, nämlich: daß Jesus Christus der Kirche keine zeitliche Herrschaft verliehen, und daß der König von Frankreich seine Macht nur von Gott habe.

Wie sein Name schon sagt, war Philipp ein schöner Mann, für jene Zeit sehr aufgeklärt und von großer Charakterfestigkeit, jeden einmal unternommenen Schritt verfolgte er mit der größten Consequenz.

Für Wilhelm Nogaret, seinen Kanzler, bewahrte er stets eine warme Freundschaft.

Sein Bestreben nach unumschränkter Alleinregierung

mißfiel nicht nur seinem fast Souveränetätsrechte genießenden Adel, sondern verwickelte ihn auch noch in unaufhörliche Zwistigkeiten mit Bonifaz dem Achten, einem groben, ränkesüchtigen Manne, der sich Gregor VII. und Innocenz III. kühn an die Seite stellen konnte, und in Kriege mit Flandern, England, Spanien u. s. w.

Zu seinen Kriegen brauchte Philipp Geld, besaß aber wenig und war zudem sehr geizig. Um sich Mittel zur Unterhaltung derselben zu verschaffen, plünderte er zuerst die Juden in seinem Reiche, alsdann vertrieb er sie gänzlich.

Der Krieg fraß dieses Geld, ohne dadurch beendigt zu werden. Philipp besaß kein Privatvermögen, die Finanzen seines Reiches befanden sich im kläglichsten Zustande. Da verfiel er, weil ihm als König das Recht der Bestimmung des Münzfußes zukam, auf den Ausweg, die Münzen in ihrem inneren Werthe zu verringern und sie für voll auszugeben.

Zuerst nannte man ihn deshalb spottweise den Falschmünzer; als er diese Manipulation jedoch wiederholte, erregten einige Ritter des Tempels zu Paris, da dieser Orden bei der Maßregel ungeheuer verlor, verkleidet einen Volksaufstand, welcher den König zwang, auf einige Tage Schutz im Templerhause zu suchen.

Solche Widerwärtigkeiten dienten jedoch durchaus nicht dazu, ihn von seiner einmal begonnenen Laufbahn abzuhalten, im Gegentheile, sie bestärkten ihn und verursachten sogar noch Gewaltthätigkeiten, die er sich, weil er ein edler Mann war, wohl außerdem nicht erlaubt haben würde.

Sein Hauptfeind war und blieb jedoch Bonifaz VIII. Dieser, der gern eine Ursache vom Zaune brach, um seine Autorität einem Fürsten gegenüber zur Geltung zu bringen,

nahm die Beschwerde des französischen Clerus mit Freuden auf, als ihn Philipp gleichfalls mit Steuern belegte, um Gelder zur Fortsetzung des Krieges zu bekommen.

Schnell verbot der Papst der Geistlichkeit bei Strafe des Kirchenbannes, einen Heller Steuer zu geben, Philipp aber ertheilte er einen strengen Verweis, weil er sich unterstanden, Ansprüche auf Kirchengut zu machen.

Philipp und Nogaret waren jedoch die Männer nicht, welche sich mit solch einem Schritte beruhigten. Als sich Bonifaz sogar zum Schiedsrichter in dem Kriege zwischen Frankreich und England aufwarf, decretirten sie, daß alle und jegliche Waarensendungen aus Frankreich nach Rom einzustellen seien.

In seinem gewohnten, groben Tone verwies Bonifaz den Beiden diese Maßregel als eine Ungebühr gegen die heilige Kirche, worauf Nogaret in Philipps Namen in einer Weise antwortete, die unmöglich gröber sein konnte und alle Gemeinschaft mit Bonifaz aufhob.

Um dem Könige sein Urtheil sprechen zu lassen, berief der Papst den französischen Clerus nach diesem Schritte nach Rom.

Philipp untersagte den Geistlichen die Reise; sie unterblieb, ebenso die Waaren- und Geldsendung. Zu gleicher Zeit verbrannte er die päpstlichen Schreiben und berief eine Nationalversammlung, in welcher auch Mitglieder des dritten Standes Sitz und Stimme hatten, mit welcher er alle päpstlichen Unternehmungen zunichte zu machen drohte.

Nun suchte Bonifaz den Hauptschlag zu thun, indem er die berühmte Bulle „Unam sanctam“ erließ, worin er den Nachfolger Petri das Oberhaupt aller Fürsten nannte. Diese Anmaßung schien Philipp doch zu stark, er beschloß, den

Papst hierfür derb zu züchtigen. Zuerst verbot er die Einbringung der Bulle nach Frankreich, dann aber sandte er Wilhelm Nogaret ab, um den Papst selbst aufzuheben und gefänglich nach Frankreich zu bringen.

Der kühne Kanzler bebte nicht zurück, er unternahm es, das Kirchenoberhaupt in seinem eigenen Reiche gefangen zu nehmen.

Begleitet von einem vertrauten Diener, reiste er 1303 nach Italien. Dieser Diener war Niemand anders, als Heinz Vieppach, St. Andrés Stallmeister. Wie wir wissen, war er gleich nach der Verhaftung seines Herrn nach Paris zu Nogaret geeilt, um Hülfe und Recht zu erlangen. Dieser, ohne seine Absichten gegen den Orden für die Zukunft zu verrathen, konnte ihm keinen anderen Rath ertheilen, als sich mit seinem Gesuche an den heiligen Vater selbst zu wenden. Heinz gehorchte, wurde aber mit den Worten schimpflich aus der Engelsburg gejagt, sein Herr sei ein Aufrührer, ihm geschehe schon recht.

Von nun an glühte ein gleich großer Haß gegen den Papst sowohl, als den Orden in der Brust Heinzens. Mit Liebe und Eifer widmete er seine Dienste daher Nogaret, welchen er als einen ebenso eifrigen Feind beider kennen gelernt hatte.

Heinz war ergraut und trug einen langen Bart, so daß ihn Niemand mehr gekannt haben würde, doch besaß er seine ganze Frische und Rüstigkeit noch.

Die Gelegenheit, am Papste Rache zu nehmen, goß freudiges Feuer in seine Brust.

Heimlich in Rom angekommen, suchte Nogaret Sciarra Colonna, einen alten, mit seiner ganzen Familie von Bonifaz unterdrückten Edlen auf, verband sich mit ihm, wäh-

rend dessen Heinz eine Schaar Söldner anwarb. Im letzten Augenblicke wurde Bonifaz von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet und floh, da er ihr zu begegnen die nöthige Macht nicht besaß, nach Anagni.

Hier ereilten ihn Nogaret und Sciarra Colonna. Um einen letzten Versuch zu machen, schlug er den päpstlichen Mantel um, setzte die Tiara auf, nahm die Schlüssel und das heilige Kreuz in die Hand und erwartete seine Feinde auf dem päpstlichen Stuhle.

Als sich die Bedränger nahten, rief er aus: „Da ich verrathen bin, wie Jesus Christus verrathen ward, so will ich wenigstens als Papst sterben.“

Er irrte sich jedoch sehr, wenn er vermeinte, seine stolze Haltung werde einen Mann wie Wilhelm Nogaret abschrecken oder einschüchtern. Dieser ließ ihn kaltblütig verhaften, obgleich der Kirchenfürst vor Schmerz in Thränen ausbrach, ja der aufgebrachte Sciarra Colonna vergaß sich sogar so weit, daß er ihn persönlich mißhandelte.

Es half Bonifaz wenig, daß er von den Bürgern befreit wurde, er starb nach dreien Tagen vor Gram und Aerger.

Der neue Papst Benedict XI. ließ sich das Schicksal seines Vorgängers als warnendes Beispiel dienen; während der Dauer seiner kurzen Regierung versuchte er alles nur irgend Mögliche, um sich mit einem solch gefährlichen Feind wie Philipp in gutes Einvernehmen zu setzen.

Es gelang ihm auch und er durfte dies insofern als ein großes Glück ansehen, als Philipp unterdessen seine Kriege größtentheils zu Ende geführt und seine ganze Gewalt gegen den Papst kehren konnte.

Benedict starb bald. Bei der Neuwahl fand es sich,

daß die Stimmen des Cardinalcollegiums zum größten Theil aus Franzosen bestanden.

Auf Anrathen Nogarets vermochte Philipp die Cardinäle, daß sie seinen erbittertsten Gegner, Bertrand von Gat, Erzbischof von Bordeaux, wählten. Es geschah, und Bertrand bestieg als Clemens V. den römischen Stuhl.

Voll Entzücken über Philipps Großmuth eilte er nach Paris und warf sich dem Könige zu Füßen, gelobte ihm auf Verlangen, beständig seinen Sitz in Avignon nehmen zu wollen und ging im Voraus jede Bedingung ein, welche Philipp vorschlagen würde.

Letzteres Geschäft, die Friedensbedingungen festzusetzen, überließ Philipp seinem Kanzler und Freunde Wilhelm Nogaret. Dieser bestand auf folgenden sechsen:

Der König wird vollkommen mit der Kirche ausgesöhnt und ihm und seinen Helfershelfern die dem Bonifaz angethanen Mißhandlungen verziehen.

Die Bannbullen gegen den König und seinen Minister werden zurückgenommen.

Der König fordert durch das ganze Reich den Zehnten auf fünf Jahre, um den Krieg gegen Flandern führen zu können.

Das Andenken des Papstes Bonifaz VIII. wird vernichtet und er aus der Reihe der Päpste gestrichen.

Die Colonnen bekommen die ihnen von Bonifaz entrissenen Cardinalswürden zurück und einige Vertraute des Königs werden Cardinäle.

Den sechsten und letzten Artikel behielt sich Nogaret vor, zu seiner Zeit noch mitzutheilen und Clemens beschwor ihn im Voraus mit.

Mit diesem letzten hatte es seine eigene Bewandtniß.

Nogaret verfolgte seine Pläne gegen den Orden der Templer noch stets, die schlechte Verfassung, in der sich jedoch Frankreich befand, die vielen Kriege, die große Finanznoth u. s. w. ließen aber keinen Gedanken daran aufkommen, einen Schritt gegen den übermächtigen Koloß des Tempels zu unternehmen.

Jahre lang hatten Nogaret und Imbert ihre Pläne mit sich herumgetragen, Alles war zur Ausführung derselben vorbereitet, es fehlte nur die Einwilligung Philipps, des Papstes und der geeignete Augenblick.

Mit dem offen gelassenen sechsten Artikel hatte sich Nogaret des päpstlichen Einverständnisses versichert; Philipp glaubten er und Imbert schon zu ihrem Willen bestimmen zu können, hatten sie ihm doch schon Jahre lang die Augen über das Getriebe des Ordens geöffnet und die Wohlthätigkeit einer Aufhebung desselben vorgestellt. Der günstige Augenblick hing von Gottes Willen und dem Scharfsinne sowie dem Beobachtungsgeiste des französischen Kanzlers ab.

Daß dieser den günstigen Zeitpunkt nicht ungenützt verstreichen lassen werde, kann man bei seiner großen Umsicht und seinem glühenden Hasse gegen den Orden recht wohl annehmen.

Die Bemühungen Heinzens bei Clemens, seinen Herrn los zu bitten, blieben jedoch auch erfolglos, der Papst wollte den mächtigen Orden nicht gleich durch eine Zwangsmaßregel gegen sich aufbringen.

Es ist jetzt Zeit, einige Blicke auf den Orden und unsere Bekannten zu werfen.

Johann von Gaudin verbrachte die wenigen Jahre seiner Regierung damit, die innere Verwaltung des Ordens

und seines Vermögens zu reguliren und sich als König aufzuspielen. Er starb schon 1297.

Als man zu der Wahl eines neuen Großmeisters schritt, zeigte es sich, daß zwei Candidaten vorhanden waren. Die eine Parthei stellte Jacob von Molay auf, die andere, jedoch ungleich stärkere, bestehend aus den Brüdern der Provinzen Limoges, Auvergne und Provence, den Großprior Hugo von Peyraud.

Molay, dessen Erscheinung, abgesehen vom Auge, etwas Ehrwürdiges an sich trug, worauf er sich nicht wenig einbildete, hatte unter Johann von Gaudin die äußeren Angelegenheiten des Ordens schon vollständig geleitet. Seinem sonstigen Wesen ganz entgegengesetzt, spielte er den Freundlichen, Zuvorkommenden und suchte sich bei Jedermann beliebt zu machen. Er wußte, daß Gaudin sich seiner Würde nicht lange erfreuen werde und rechnete mit Bestimmtheit darauf, sein Nachfolger zu werden.

Ein jäher Schreck erfaßte ihn aber jetzt, als er das Stimmverhältniß bemerkte.

Der Traum eines langen, thatenreichen Lebens verrann in höhnischen Nebeln.

Molay war jedoch der Mann nicht, sich den Abacus so ohne alle Umstände aus den Händen winden zu lassen. Noch einmal beschloß er den Heuchler zu spielen, um dann ganz Meister sein zu können.

Als zwischen seiner Parthei und der Hugo's von Peyraud die Differenz eintrat, betheuerte er laut und öffentlich, es sei ihm an der Ehre, Großmeister zu werden, durchaus nichts gelegen, er werde sogar gern und freudig für Hugo stimmen.

Sofort wählte man ihn einstimmig zum Großcomthur.

Hiermit hatte man ihm das Heft in die Hände gegeben, sofort änderte er, da er jetzt zu befehlen berechtigt war, den Ton.

In der Hauptwahl rief er, sich den Rittern gegenüber schon als Meister zeigend, mit drohender Stimme die Worte aus: „Die Kutte ist fertig, setzt nun noch die Kappe hinzu! Habt Ihr mich einmal zum Großcomthur gemacht, so will ich auch, Ihr mögt wollen oder nicht, Euer Großmeister sein!“ Die ob solcher Keckheit verblüfften Ritter wählten ihn in der That.

Auf diese Weise gelangte Jacob Bernhard von Molay, nachdem seine ganze Ordenslaufbahn eine Heuchelei gewesen, durch eine Heuchelei auf den Großmeisterthron und Hugo von Peyraud unterlag.

Vom Stolze gebläht, nahm Molay am Abende des Wahltages den Abacus in die rechte Hand, in die linke eine Fackel und begab sich in die Kerkerzelle seines ehemaligen Freundes Gaston von St. André.

Gastons Natur hatte trotz seiner mehrjährigen grausamen Haft in einem ungesunden Raume allen üblen Einwirkungen kräftig widerstanden. Seine Gesundheit war noch gut, die Zeit brachte er mit den Erinnerungen an die theure Marguerite und die vollbrachten Thaten des Ordens, mit der Hoffnung auf eine herrliche Zukunft im Jenseits und im Gebete zu.

Seine Bedürfnisse wurden ihm, da man die Thüre auf den Befehl des Großmeisters nicht öffnen durfte, durch eine Lücke in der Wand dargereicht.

Als Molay eintrat, blendete Gaston der Glanz des so lange entbehrten Lichtes, es dauerte auch geraume Zeit, bis er sich daran gewöhnen konnte, die bekannte Stimme des ehe-

maligen Genossen überzeugte ihn endlich von seiner Anwesenheit.

„Was führt Dich hierher, Jacob von Molay," rief St. André mit vorwurfsvoller, aber noch kräftiger Stimme. „Ich habe Dir einstmals das Leben gerettet, als einzigen Gegendienst verlange ich von Dir Undankbaren, daß Du mich verläßt und meine ohnehin nicht beneidenswerthe Lage nicht durch Deine verhaßte Gegenwart verschlimmerst."

„Ich bin gekommen, um Dir meine Erhebung zum Großmeister mitzutheilen."

„Die Ritter, welche Dich wählten, muß ich bedauern, dies war gewiß der dümmste Streich ihres Lebens," antwortete Gaston ruhig. „Der Orden besaß schon manchen schlechten Großmeister, aber sie waren alle brauchbare Köpfe; er wird es dereinst noch bitter bereuen, einen Unfähigen an seine Spitze gestellt zu haben."

„Narr, ich bin gekommen, um Dir Deine Freiheit unter Bedingungen anzutragen und Du willst meiner Versöhnlichkeit mit insolenten Redensarten begegnen? Doch ich will Dir verzeihen und Deine gereizte Stimmung Deiner unglücklichen Lage zu gute halten. Gaston, bitte mich um Deine Freiheit und versprich, daß Dein Besitzthum nach Deinem Tode dem Orden anheim fallen soll, so bist Du frei und trittst in Deine Stellung als Marschall zurück."

„Aha, Fuchs," rief Gaston in höhnendem Tone, „hast Du Dir den Abacus, den Du jetzt so kühn in der Hand hältst, erschlichen, und bedarfst kräftiger Arme, um ihn nicht wieder zu verlieren; ich danke Dir für Dein Geschenk. Einem Menschen von so verächtlichem Charakter wie Du mag ich meine Freiheit nicht verdanken, ihn bitten, hieße aber sich selbst entehren! Gehe Du nur wieder, Molay, und höre mein

letztes Wort: Du bist bei Gott der Mann nicht, in den jetzigen Zeiten das Steuer des Ordens zu führen, lege es bei Zeiten nieder oder behalte es vielmehr, es ist Dir zu ungefüg und wird Dich in die See werfen."

„St. André, Du hast gesehen, wie weit Du mit Deiner Geradheit gekommen bist, die Erfahrung machte Dich jedoch nicht weiser, mein sprechendes Beispiel auch nicht. Du warst von jeher ein Thor und wirst auch einer bleiben. Lebe wohl!"

„Lebe wohl Molay, und denke an mich, Deinen Lebensretter, den Du allein verriethst, dies ist mir jetzt klar. Gott wird Dich aber schon auf dieser Welt noch erreichen!" rief Gaston dem sich erzürnt Entfernenden nach.

Molay hatte vermeint, an dem seine Befreiung durch Freundeshand mit Jubel aufnehmenden St. André eine mächtige Stütze gegen etwaige Opposition zu finden. St. André war eine überall geachtete Persönlichkeit, man hatte sogar schon mehrmals heftig auf seine Freilassung oder doch zum Mindesten gelindere Haft gedrungen. Nun wollte sich Molay zu gleicher Zeit durch einen Gnadenact nicht nur die Neigung seiner Ritter erwerben, sondern auch der Person St. Andrés versichern.

Man kann sich daher denken, daß ein bitterer Groll seine Brust erfüllte, als er die Zelle mit Spott und Schande verlassen mußte. Er trat seine Regierung mit Milde und nicht ohne Umsicht an; er kannte wohl das Ordensgetriebe wie keiner seiner Brüder, allein das genügte noch keineswegs zu einer geschickten Lenkung des Ordensschiffleins, besonders in solch schlimmen Zeiten und einem Feinde wie Wilhelm Nogaret gegenüber. Molay ermangelte, bei allen seinen anerkennenswerthen und verwerflichen Eigenschaften, des Genies.

Er mußte im Kampfe mit dem schlauen, unermüdlichen Nogaret und dem genialen, von Wohlwollen für die gesammte Menschheit erfüllten Wilhelm Imbert erliegen.

Nogaret wußte Molay kaum auf dem Throne, als er zu sondiren begann; er vermochte Philipp dazu, ihn noch im nämlichen Jahre seinen vierten Sohn aus der Taufe heben zu lassen.

Von Stolz ob dieser Ehre gebläht, flog Molay nach Paris und ward sehr zuvorkommend aufgenommen.

Als Philipp Nogaret dem Großmeister vorstellte, erinnerten sich beide ihres Zusammentreffens zu Lyon; beide glaubten jedoch, der Andere habe es vergessen. Molay verlor bei der Aufmerksamkeit Nogarets und der Freundlichkeit Philipps sein ihm angeborenes Mißtrauen und seine natürliche Vorsicht; seine Erhebung blendete ihn, er glaubte sich, einmal auf dem Großmeisterstuhl sitzend, erhaben und unantastbar. Wilhelm Imbert zeigte sich nicht; es widerstrebte seinem edlen Sinne, einem Manne zu schmeicheln und zu höfeln, den zu stürzen er entschlossen war.

Als Molay nach Cypern zurückgereist, sprachen sich Nogaret sowohl, als auch Imbert darüber aus, daß der Templermeister das Nöthige dazu beitragen werde, ihnen beim Sturze des Ordens zu helfen.

Sie beschlossen, schon jetzt die nöthigen Einleitungen zu treffen, um einmal, sobald die hartnäckigen Kriege beendigt sein würden, den ersten Hieb gegen den mächtigen Ordensstamm zu führen. Wie wir sahen, zog sich die Sache aber sehr in die Länge.

Es war ein trüber und nebliger Frühlingstag im Jahr 1306, als Philipp mit Nogaret und Imbert in seinem Geheimzimmer eines königlichen Schlosses zu Paris saß. Graue

Wolken hingen ihre Fittige wie nasse Gewänder fast bis auf den Erdboden herab, feiner Regen rieselte auf das Pflaster, die Stadt hatte ein recht trübes, wenig erquickendes Aeußere.

Die Gesichter der drei versammelten Männer boten auch kein anziehenderes Bild dar, das unfreundliche Wetter schien sich auf ihre Launen ausgestreckt und sich von da aus ihren Gesichtszügen mitgetheilt zu haben.

Es herrschte lange Zeit großes Stillschweigen in dem mit Pergamenten aller Art überladenen, außerdem aber ziemlich dürftig ausgestatteten Gemache. Endlich begann Wilhelm Nogaret, seinem Freunde, dem Beichtvater, einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend:

„Mein theurer Freund und König, Geld ist es, was dem Staate jetzt unbedingt nothwendig ist, Geld ist es, was wir gar nicht haben, Geld ist es, welches wir schaffen müssen. Aber woher nehmen? Das ist die Frage. Alle Hülfsquellen sind erschöpft, alle, wir schulden dem Orden der Tempelherren bedeutende Summen; als ich zu diesem Anlehen rieth, glaubte ich nicht, daß er so ein ungestümer Gläubiger sein würde. Die Noth ist da, Hülfe thut noth, nun rathet meine lieben Freunde.“

„Ich weiß keinen Ausweg,“ versetzte der König mit niedergeschlagenen Augen, während ein tiefer Seufzer seiner Brust entfuhr. „Ich weiß keinen, vergebens suchte ich schon seit Jahren solch einem Augenblicke vorzubeugen. Was ich in dieser Zeit nicht zu erreichen vermochte, wird mir heute auch nicht gelingen. Ich muß eben über mich geschehen lassen, was Gott und schlimme Menschen wollen.“

„Mein geliebter Sohn im Herrn,“ sprach der Beichtvater Imbert mit vom Herzen kommender Stimme, „werfet Euch nicht gleich der Verzweiflung in die Arme, wenn sich der Mensch einmal nicht auf sich selbst verlassen kann, sondern

auf Gott bauen muß. Nur der Kleinmüthige verzagt, der Muthige nimmer. Sagte Euch das der wackere Aegidius Colonna niemals, als er Eure Seele zum Kampf mit den Uebelständen dieser Welt und zur Pflege und Förderung des Edlen und Guten ausrüstete? Darum hoffet, mein geliebter Sohn, Nogaret und ich stehen Euch treu und furchtlos zur Seite, wir sind erfahrene Männer, es wird uns nicht mißlingen, Euch zu helfen, das Vaterland aber zu retten. Nur wieder Vertrauen zu Gott und zu Euch selbst gefaßt, mein Sohn, so wird frischer Muth und Lebenskraft in Eure Brust zurückkehren und mit ihm die Erfindungskraft nebst Lust und Liebe zur Regierung für Volk und Reich."

„Wenn nur irgend ein Ausweg oder die Möglichkeit vorhanden wäre einen zu finden, ich wollte mich ja gern mit aller Kraft und Entschiedenheit darauf werfen, nur um das von meinem Vater begonnene und von mir fortgeführte Werk nicht aufzugeben, den Königsthron zu einem weitschattigen Fruchtbaum zu machen, worunter sich mein gutes Volk gern und willig lagert. Aber wie gesagt, mein Verstand ist geschwächt, die Schwingen meiner Phantasie sind erlahmt," entgegnete der König in noch unveränderter Gemüthsstimmung.

„Mein Freund und König," sprach jetzt Nogaret ernst, rückte seinen Stuhl näher an den des Königs und rief mit einem Blicke seines Auges den Beichtvater zur Unterstützung herbei, „mein Freund und König, so lange Ihr schon auf dem Throne Eurer Väter sitzt, habe ich nicht aufgehört, jenen übermüthigen, kein Gesetz, kein Recht und kein Ansehen anerkennenden Adelsbund anzugreifen und zu verdammen, meine Motive, warum ich dies thue, theilte ich Euch schon zu öfterem mit."

„Nogaret, ich bitte Euch um Gott und unserer lieben

Frauen, was ficht Euch an, daß Ihr jetzt, wo wir uns die Köpfe zerbrechen, um Mittel und Wege ausfindig zu machen, daß wir Geld bekommen, mit Euren ewigen Philippiken gegen die Templer wieder kommt. Ihr möget schon Grund haben, sie als Staatsmann zu verurtheilen, zu was soll denn aber diese Eure Ansicht führen, sie ist so steril, daß Euch kein Wucherer einen Heller darauf leiht. Ich kann auch ganz und gar nicht begreifen, daß Ihr, der Ihr doch sonst so vernünftig und praktisch seid, unsere ernste Berathung, Geld zu schaffen, auf so unverantwortliche Weise stört. Ich sollte doch denken, Ihr müßtet, wenn Ihr es nicht lassen könnt, einen geeigneteren Zeitpunkt zur Anbringung Eurer unendlichen Klagen zu finden wissen."

„Verzeihet mein Freund und König, wenn ich widerspreche," gegenredete der Kanzler, „ich bin nämlich überzeugt, daß mein Anliegen ganz genau mit unserem jetzt vorzunehmenden Geschäfte in Zusammenhang zu bringen ist, mein Vorschlag läuft darauf hinaus, ein Mittel zu finden, um unserem durch die immerwährenden Kriege übermäßig geschwächten Finanzwesen wieder etwas aufzuhelfen."

„Die Templer sollen uns wohl wieder borgen und Ihr wollt die Anleihe mit Vorwürfen und Beleidigungen contrahiren, nicht wahr?" lachte Philipp gezwungen.

Ohne sich aus seiner Sicherheit bringen zu lassen, entgegnete der Kanzler in kühnem Tone:

„Das wäre eine Kleinigkeit gegen das, was ich vorschlage, eine solche Anleihe kann am Ende ein jeder kluge Politiker ermöglichen. Zur Ausführung meines Planes aber gehört ein König, ein kühner König und der König muß heißen Philipp der Schöne von Frankreich!"

„Ich erkenne Euch kaum mehr," antwortete Philipp, der

wirklich nicht ahnte, was sein Minister für Pläne hegte, und verstehe Euch auch nicht, saget, was wollt Ihr uns vorschlagen?"

„Die Aufhebung des Ordens der Tempelherren!"

Sprachlos schaute Philipp Nogaret wie einen Wahnsinnigen an, das Wort blieb ihm im Munde stecken, er wußte nicht, sollte er seinen Minister ob dieses unzeitigen Scherzes tadeln, oder wegen seiner Kurzsichtigkeit bedauern.

„Nogaret," begann er endlich ziemlich ärgerlich, „nehmt mir es nicht übel, ich glaubte Euch heute besser bei Vernunft, um mich mit solchen Lächerlichkeiten aufheitern zu wollen, wo andere und schwerere Sorgen mein landesväterliches Herz bedrücken."

„Mein königlicher Herr," entgegnete der Kanzler warm, „ich bin noch nie besser bei Sinnen gewesen und überlegte meinen Vortrag noch nie genauer, als eben jetzt, darum wiederhole ich meinen äußerst dringlichen Antrag nochmals: der Orden der Tempelherren soll und muß aufgehoben werden und zwar so zeitig als möglich."

Philipp blickte nach seinem Beichtvater, um zu sehen, ob er nicht seine Ansicht über Nogarets Vernunftszustand theile. Er begegnete jedoch nur einem ernsten Blicke, der ihm mittheilte, Imbert billige die Worte des Ministers ganz und gar.

Verblüfft wußte Philipp einen Augenblick lang nicht, was er denken, was er thun sollte.

„Ah, man will mir also einen Vorschlag machen," hob er ziemlich unwirsch darüber an, als er bemerkte, daß sich beide schon geeinigt hatten, ohne ihn das Geringste um ihren Plan wissen zu lassen. „Man will einen Orden aufheben, über den uns keine Jurisdiction zusteht und der dem Papste

zu mächtig ist. Ich hätte in der That von zwei Männern, wie Ihr seid, etwas Klügeres erwartet."

„Ihr saget," erwiderte Wilhelm Imbert, der Beichtvater, „Ihr saget, mein königlicher Sohn, es stände Euch keine Jurisdiction über den Orden zu, dies ist wahr. Ihr müßt Euch aber auf den Standpunkt des Krieges stellen, Ihr führt Krieg mit dem Orden und besiegt ihn. Ihr saget ferner, der Orden sei dem Papste zu mächtig: nun, wer besiegte denn den Papst, wenn nicht Ihr, Ihr werdet auch ein Zusammentreffen mit dem Orden nicht zu scheuen haben."

„Ganz recht, mein würdiger Beichtvater. Als ich mich aber mit dem Papste in Streit einließ, waren meine Kassen gefüllt, meine Heere vollzählig, das gute Recht auf meiner Seite. Jetzt aber bin ich nicht einmal im Besitze eines Hellers, die Christenheit ist für den Orden eingenommen, der uns mit Goldstücken todt werfen kann und mehr kriegstüchtige Ritter zählt, als ich im Augenblicke Troßknechte zu unterhalten vermag. Der Papst wird sich mit Händen und Füßen sträuben und uns seine Hand nimmermehr bieten, wir verwickeln uns in Fehden und Schulden, aus denen uns und dem Vaterlande nimmermehr Heil und Segen ersprießen kann. Zudem mangelt uns der Grund, uns auf den Kriegsboden zu stellen."

„Haltet ein, mein Herr und König, haltet ein," rief der Kanzler Wilhelm Nogaret. „Wohl sind wir arm, der Orden aber überreich, wohl haben wir keine Armee, er unzählige Ritter; Klugheit und Muth bringen ihn aber doch zum Fall."

„Also ein Staatsreich?" unterbrach ihn der König.

„Nennt es Staatsstreich, oder wie Ihr wollt, wenn wir mit Feinheit und der nöthigen Vorsicht zu Werke gehen, so ist es um den Orden geschehen, wir brauchen nicht viel

Leute, um ihn aufzulösen, meine auf die Ausführung unseres Planes bezüglichen Ideen werde ich einige Augenblicke später mittheilen.

„Mein königlicher Freund,“ fuhr Nogaret fort, „Ihr nehmet an, Clemens V. werde uns seine Zustimmung verweigern? Er ist durch einen Artikel, den ich mir lediglich für diesen Fall vorbehielt, gebunden und muß uns die Hand bieten, wenn wir wollen. Ob das gute Recht auf unserer Seite ist, wird Euch Euer Beichtvater darthun, wenn er Euch die zahllosen Verbrechen des Ordens enthüllt. Wenn Ihr aber behauptet, wir befänden uns nicht auf dem Standpunkte der Feindseligkeiten, des Krieges mit dem Orden, so kenne ich Euch gar nicht mehr, verehrter Freund und König. Schenket mir daher Eure Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke, ich will Euch das in Euer erlauchtes Gedächtniß zurückrufen, was ich Euch schon so oft und so lange auseinandersetzte. Um Euer Königthum mächtig und segensreich zu machen, packtet Ihr die großen Vasallen mit eiserner Faust und warfet sie zu Boden, jene übermüthigen Grafen und Fürsten, die nicht damit zufrieden sind, der großen Masse des Volkes bedeutende Flächen von Grund und Boden zu entziehen, denselben nicht mit eigener Hand zu bebauen und dem Staate nichts von ihm zu steuern, sondern ihn durch ihnen als Eigenthumsgegenstände zugehörige Menschen im Schweiße ihres Angesichtes bebauen lassen, ohne daß diesen letzteren der geringste Ertrag ihrer Mühen und Anstrengungen zu Theil wird. Ihr zwanget jene stolzen Vasallen, die Leibeigenen als Menschen zu behandeln. Ihr zwanget sie, ihre Feindschaft gegen den Bürger aufzugeben, indem Ihr letzteren schütztet; Ihr zwanget die stolze Ritterschaft, welche über sich keinen Herrn, unter sich aber lauter Knechte erblickte, das

Haupt zu beugen, nützliche Staatsbürger zu werden und das Ihrige zum allgemeinen Besten beizutragen. Kein Mittel war Euch zu kräftig, Ihr wandtet es an, Ihr brachet die Eisenschädel des an alten Vorurtheilen überreichen französischen Adels.

Mein Herr und König, warum erblicktet Ihr denn diese Feinde, welche noch liebliche Kinder gegen jene Gesellschaft sind, welche ihren Fuß drohend in die Mitte Eures Staates setzte und sich dort einnistete! Habe ich Euch denn die gefährliche Stellung des Ordens der Tempelherren nicht genug ausgemalt, mein König und Freund, daß ich mich nochmals zu einer derartigen Schilderung gezwungen sehe? Der Orden der Tempelherren, mein König, ist keine Anzahl von kriegerischen, stolzen und keine irdische Gewalt anerkennenden Edeln, nein, er ist eine enge, leider nur zu innige Verbindung gleichgesinnter, ehrgeiziger, überaus tapferer Aristokraten, welcher ein Vermögen zu Gebote steht, wie es viele Königreiche nicht aufbringen können. Ihre unzähligen, von ehernen Rüstungen, steinernen Mauern und dem dummen Glauben des Volkes geschützten Glieder sind in alle Lande gedrungen und werden von einem Haupte regiert und angewiesen, das man seiner Klugheit, seiner Erfahrenheit und seiner Schlechtigkeit halber aus Tausenden von befähigten Köpfen auserlas.

So lange sich der Orden noch in Palästina befand, neutralisirten die türkischen Kaiser seine Macht; jetzt aber sucht er, auf eine kleine Insel geworfen, sich einen schönen Wohnsitz zu erwerben, um seine längst gehegten Pläne in Bezug auf eine Adelsrepublik zu realisiren, und welches Land wäre passender und einladender, als unser schönes Frankreich? Johann von Gaudin und Jacob von Molay, die Invaliden aus Palästina, sind freilich die Männer nicht dazu, uns zu

beängstigen, lasset letztern aber gestorben sein und einen jungen, ehrgeizigen, weitblickenden Mann an die Spitze treten, einen Wilhelm von Beaujeu, dann ist Frankreich verloren und wir mit. Steigt ein tapferer und umsichtiger Ritter auf den Thron der Tempelherren und weiß die ihm zu Gebote stehenden, fast gar nicht zu übersehenden Kräfte richtig zu benutzen, so vermag ihm auch der mächtigste Monarch nicht zu widerstehen. Bedenket doch nur, was bei dem großen Ansehen einzelner Templer, bei dem unendlichen Reichthum des Ordens, bei dem Ehrgeize und jugendlichen Thatendurste der Brüder, bei der intimen Stellung zur Hierarchie entstehen muß, wenn einmal ein Großmeister zur richtigen Erkenntniß des Umfanges seiner Macht gelangt.

Ich sollte doch denken, großer König, Ihr hättet schon einige Proben dessen empfunden, was die Templer zu leisten vermögen. Gedenket doch nur daran, wie einige Wenige ihrer Brüder das Volk in Eurer eigenen Residenz gegen Euch aufwiegelten und Euch zum Fliehen brachten, Euch, den angestammten Monarchen, und das blos um einiger lumpigen Mark halber; denket doch nur daran, wie gern und bereitwillig sich die Templer in unserem Lande auf die Seite Bonifaz VIII. stellten und dies blos, weil es ihnen so behagte; gedenket daran und noch an vieles Andere und überlegt, was der Orden wohl zu thun im Stande ist, wenn ein mächtiger Großmeister mit eisernem Willen ein schönes Reich zu erlangen wünscht, besonders, wenn dies Land Frankreich heißt.

Gnädiger König und Herr, hoffet nicht darauf, einem solchen Feinde widerstehen zu können. Ihr sehet schon, wie weit Ihr Euch auf die Treue Eurer Unterthanen verlassen könnt, wenn Ihr sie gegen den Orden aufruft; hoffet nicht darauf, von fremden Potentaten unterstützt zu werden. Sie

wagen nichts gegen den Orden, ihnen droht gleiche Gefahr, streckt doch das Ungeheuer seine Millionen Füße in jede Gegend, tritt es doch auf jede Scholle. Ja, als seine Kräfte in Palästina noch eine Verwendung fanden, durfte man es bisweilen wagen, einen Streich nach ihm zu führen, denn damals konnte der Orden nicht pariren, jetzt parirt und schlägt er zu gleicher Zeit.

Blicket doch nur einmal auf die deutschen Ritter in Preußen: glaubt Ihr vielleicht, sie würden das Land jemals wieder aufgeben? Nimmermehr, es ist ihr eigen, keine Macht der Welt wird es ihnen wieder entreißen. Vergleichet nun die Macht der deutschen Ritter mit der des Tempels, lasset letzteren Orden, der Rivalität mit den Hospitalitern baar, gegen ein Reich andringen, so ist es ebenso gut, als ob die Sündfluth kommt. Jene unwissenden, rohen, in ihren Rechten oder vielmehr Unrechten ergrauten Ritter erkennen keine andere Herrschaft als die der Faust, sie werden alles Edle, Schöne, für die allgemeine Volkswohlfahrt Nützliche und alle Bildung, Gelehrsamkeit und Aufklärung unterdrücken, weil es eben gegen ihr Interesse anstrebt. Die Rohheit wird den Kampf gegen den socialen Fortschritt führen und wird den schwachen, von Euch und Eurem königlichen Herrn Vater, Gott habe ihn selig, gepflanzten Keim unter der Wucht ihrer plumpen Keule zerschmettern.

Erwartet Ihr vielleicht, die fromme Demuth und die christliche Menschenliebe des Ordens werde anders handeln, mein Herr und König? Irret Euch nicht, man wird Euch gerade so behandeln, wie man den König von England und den von Cypern schmählich behandelte, man wird Euch, wenn es angeht, ebenso schnöde verrathen, als man den deutschen Kaiser Friedrich II. verrieth.

Ein Mittel giebt es nur, diesem die Welt versengenden Brande bei Zeiten vorzubeugen: ihre drohende, Eure Souverainetätsrechte beeinträchtigende Concentration in Eurem Lande muß ein Ende nehmen und zwar jetzt, dem Großmeister Jacob von Molay sind wir überlegen, wer weiß, ob bei seinem Nachfolger nicht gerade das Gegentheil eintritt.“ —

Nogaret schwieg, sein dunkles Auge ruhte mit unbeschreibbarer Erwartung auf dem Könige, jetzt mußte das Wort gesprochen werden, welches ihm sagte, ob sein Rachewerk gelingen werde oder nicht. Sein Herz stand einige Augenblicke still, seine Brust bedurfte keines Odems, seine Phantasie sah die stolze Templerschaft schon auf dem Schaffotte.

Das Haupt gesenkt, schwieg Philipp lange Zeit, sein Geist war in tiefes Nachdenken versunken, schien sich aber nicht auf den Standpunkt Nogarets schwingen zu können. Kopfschüttelnd antwortete er endlich:

„Mein lieber Freund Nogaret, seit vielen Jahren schilderst Du mir schon die Laster, die Gebrechen und die drohende Stellung des Ordens vom Tempel. Ich will seine Unschuld nicht vertheidigen, auch das Gefahrbringende seiner ganzen Einrichtung und seines Wesens weder verkennen, noch verringern. Warum soll aber gerade ich in den sauren Apfel beißen, warum soll ich mich mit meinem durch langjährige Kriege geschwächten Lande ihrer ehernen Phalanx als Opfer stellen? Nein, kein Wort mehr davon, wenn Euch meine Gewogenheit schätzenswerth ist. Ich weiß die Gefahr, aber auch die Macht der Templer, und zwar genau, zu schätzen, ein Anderer, Mächtigerer soll sich das Haupt an ihren ehernen Stirnen einrennen.

Unser Geschäft, einmal doch unterbrochen, ist für heute aufgehoben, gehabt Euch gut, meine lieben Freunde."

Dies sagend, verschwand Philipp durch eine Seitenthüre, Nogaret und Imbert schauten sich betroffen an.

„Wilhelm," sprach der Kanzler verdrießlich, „es wird einen harten Kampf kosten, seinen Sinn zu ändern."

„Nur unverzagt," antwortete der Beichtvater mit Ruhe, „wir haben gesiegt. Deine Schilderung verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth sowohl, als seinen Verstand zu machen. Sei überzeugt, können wir ihm die Gewißheit beibringen, daß sein Unternehmen gegen die Templer ein rechtliches und von Erfolg begleitet ist, daß er für die Zukunft Sicherheit und einen bedeutenden materiellen Gewinn zu erwarten hat, so werden sich seine Scrupel leicht zerstreuen, sei dies versichert, Nogaret. Darum wollen wir auch das Eisen schmieden, so lange es warm ist, ich werde dafür sorgen, daß der Gedanke an die Templer stets sein Haupt beunruhigt, in der nächsten Sitzung werden wir die Schlacht von Neuem beginnen, Gott wird uns und unsere gute Sache nicht verlassen."

„Wir wollen es hoffen, treuer Freund. Es ist unsere Aufgabe, jene die Rohheit und Dunkelheit vertretende und begünstigende Adelsverbindung zu zerstören, den Koloß mit unseren schwachen Armen zu stürzen. Gehen wir dabei unter, erdrückt uns der Riese, so sterben wir in einem schönen Kampfe; siegen wir, so können wir einst auf dem Sterbebette die Augen mit dem süßen Bewußtsein schließen: Du hast auf Erden Deine Pflicht gethan und der gesammten Menschheit einen wichtigen Dienst erzeigt."

Tage und Wochen lang verfolgten sowohl der Kanzler als auch der Beichtvater den König unaufhörlich und be-

stürmten ihn, den Orden aufzuheben. Vergebens, sobald Philipp nur das Wort Templer hörte, verschwand er.

Von der Ausdauer seiner beiden Freunde überwunden, oder von Neugierde erfaßt, welchen Vernichtungsplan sie wohl hegten, entschloß er sich endlich, auf ihr dringendes Bitten, am ersten Mai eine Geheimsitzung blos in Angelegenheiten des Templerordens mit ihnen zu halten. Der König eröffnete die Session in seinem Arbeitszimmer, wo auch die frühere stattgefunden hatte.

Das Antlitz des Königs war ernst und sorgenvoll, das der Freunde zuversichtlich.

Philipp eröffnete die Verhandlungen mit einer Rede, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes aussprach. Er erklärte sich dahin, daß er nur auf die Sache selbst eingehen werde, wenn man ihm erstens darthue, daß ihm ein Recht zur Aufhebung des Ordens zustehe, zweitens, daß eine Auflösung des Ordens möglich und ohne große Kosten auszuführen sei, drittens, daß dem Staate ein wesentlicher Nutzen aus dem Untergange der Templer entstände. Kaum hatte er geendigt, als sich der Kanzler erhob und rasch und eifrig ausrief:

„Gebt Ihr uns Euer königliches Wort, in unserem Sinne zu verfahren, wenn wir Euch in den drei soeben angeführten Punkten vollkommen zufrieden stellen?“

„Ich gebe es,“ antwortete Philipp feierlich, „der Orden war mir von Jugend auf schon verhaßt, er erfüllt die Zwecke keineswegs, für welche er gegründet. Stolz, anmaßend, über alle Begriffe habsüchtig und gewaltthätig ist er eine Macht im Staate, die mit der königlichen rivalisirt, was nie der Fall sein darf, wenn das Land nicht dabei verlieren soll. Wenn ich mich bislang weigerte, feindselige Maßregeln gegen die Templer zu ergreifen, so hatte dies seinen Grund darin,

weil ich mich nicht dazu berechtigt fühlte und durchaus keine Hoffnung auf Erfolg meiner Bemühungen hegen konnte. Jetzt kennt Ihr meine Ansichten in Bezug auf den Orden, stellt mich in Betreff der angegebenen Punkte zufrieden und Ihr sollt sehen, ob Philipp von Frankreich nicht den seine Väter zierenden Muth besitzt, um einem Feinde kühn unter die Augen zu treten, selbst wenn derselbe Orden vom Tempel zu Zion heißt."

„Jetzt erkenne ich meinen großen Philipp ganz," rief Nogaret entzückt und beugte ein Knie vor dem Könige. „Imbert, beruhige Du jetzt das Gewissen des Königs, was die beiden anderen in mein Fach einschlagenden Fragen anbelangt, so will ich ihn gewiß befriedigen."

„Seid Ihr bereit, mein Freund und Beichtvater, die Aufgabe sofort zu vollenden, welche Euch der Kanzler soeben übertrug?"

„Ich erwartete schon längst, mein theurer Sohn, daß sie mir gestellt werde, schon seit Jahren bin ich darauf vorbereitet und wenn ich sie nicht früher erfüllte, so hat dies seinen Grund darin, daß Ihr meine Ansicht erstens nicht verlangtet, zweitens war der geeignete Zeitpunkt auch bis jetzt noch nicht erschienen.

Mein König und Beichtkind, schenket mir gnädiglich Eure Aufmerksamkeit auf kurze Zeit.

Wenn ein Wolf in die Heerde eines Schäfers einbricht, so tödtet er ihn; er bringt ihn aber auch um, sobald er ihn nur haben kann und wartet nicht erst, bis er die ihm anvertrauten Schafe zerrissen und deswegen ist er ein guter, vorsichtiger Hirte, der alles Lob verdient.

Wenn der Wanderer eine Schlange auf seinem Wege findet, welche sich zum Sprunge anschickt und schon züngelt,

so haut er sie in Stücke, bevor sie ihn gebissen; auf diese Weise schreitet er sicher fürbaß und Niemand wird ihn tadeln.

Wenn Ihr, erhabener König, die Macht Eurer Vasallen brachet, ehe sie Euch den Thron zertrümmerten, so nennt Euch jedermann einen umsichtigen, scharfblickenden, für das Wohl des Landes besorgten König, das Volk aber preist Euren Muth und Eure Gerechtigkeit, welche dasselbe gegen den anmaßenden Adel in Schutz nimmt.

Mein Herr und König, grimmiger und raubgieriger als der Wolf, hinterlistiger und treuloser als die Schlange, gewaltthätiger und mächtiger als jeglicher Adel sind die Tempelherren. Ich werde es Euch kurz aus der Geschichte beweisen, ich werde das Selbsturtheil eines todten und die Geständnisse eines lebenden Templers zu Hülfe nehmen, um Euch darzuthun, daß Eure Pietät gegen den Orden nur seinen Gesetzen, nicht aber den Menschen gilt, nicht der Mantel macht den Templer, sondern ihre Ordnung, ihr Gesetz, und wo letztere fehlen, giebt es auch keine geistlichen Ritter, das Gewand ist nicht undurchdringlich für die Sünde.

Mein erhabener König, ich sage Euch so viel als Priester, wie als Mensch: der Orden der Tempelherren ist, seitdem sie ihre Richtung verlassen und ihre Bestimmung verleugnet, keine religiöse Gemeinde mehr, sondern eine politische Brüderschaft, welche verbrecherisch gegen die von Gott eingesetzten gekrönten Häupter anstrebt, die Völker plündert und bedrückt, weder Sitte, noch Bildung, noch Frömmigkeit kennt, sondern lediglich darauf ausgeht, zu herrschen und ihren Lüsten und Begierden nachzuhängen. Ich will Euch einmal ein kurzes Register ihrer Thaten im heiligen Lande mittheilen.

Wie es mit der Religiosität des Ordens und seinem Anhange am Christenthume gestanden, ist danach zu ermessen,

daß er sogar Muhamedaner in seine Gemeinschaft aufnahm, wie es der Großmeister Odo von St. Amand mit dem nichtswürdigen Sultan Melech von Cilicien machte; solcher Beispiele giebt es mehrere, überhaupt stand der Orden sehr oft in einem freundschaftlicheren Verhältnisse zu den Saracenen, als es für die Christenheit, respective für die Kreuzfahrer wünschenswerth und nützlich war.

Nicht zufrieden damit, Ungläubige in seiner Gemeinschaft zu haben, traten auch Mitglieder des Ordens zu den Saracenen über, gedenket nur des deutschen Grafen Roger und der Gebrüder Lucas le Masson und Georg le Masson. Ueberhaupt standen die meisten Ritter im Oriente mit den Türken in ganz vertrauten Verhältnissen und selbst der letzte Großmeister daselbst, Wilhelm von Beaujeu, machte keine Ausnahme davon.

Wie wenig die Ritter auf das Wohlsein und den wahren Nutzen der Christenheit bedacht waren, erhellt daraus, daß der Großmeister Wilhelm von Sonnac Euren Ahnen, den heiligen Ludwig, vom Kreuzzuge abzuhalten suchte, daß der Orden die Könige Richard von England und Philipp von Frankreich und Friedrich II. von Deutschland durchaus nicht unterstützte, ihnen im Gegentheil stets hinderlich war und der Großmeister Thomas von Montaigu letzteren sogar an die Heiden verrieth.

Der Großmeister Gerhard von Ridefort stürzte durch seinen Ehrgeiz die Christen von einem Unglück in das andere; die Eifersucht des Ordens ließ ihn nie zu einer ehrlichen Verbindung mit den Hospitalitern kommen; ja seine Anmaßung ging soweit, daß er, um sich an den deutschen Rittern für ihre Unterstützung des Kaisers Friedrich II. zu rächen, diese ihrer Besitzungen in Syrien beraubte. Seine Fehden mit den

Hospitalitern, seinen christlichen Brüdern, sind Euch zur Genüge bekannt. Sein letzter Kampf gegen den christlichen Fürsten von Antiochien war an dem Untergange Palästinas durch die Saracenen Schuld.

Wie wenig der Orden seinen anfänglichen Einrichtungen noch entspricht und wie tief er schon seit anderthalb Jahrhunderten gesunken ist, bemerken wir an seiner grenzenlosen Habsucht, sie läßt den Orden das Auge selbst über das größte Verbrechen schließen. So geht Askalon durch den Geiz des Großmeisters Bernhard von Tremelay verloren, so verkauft Bertrand von Blancfort Nasireddin, der Christ werden wollte, so läßt Odo von St. Amand den Gesandten der Assassinen lediglich darum ermorden, um den jährlichen Tribut nicht zu verlieren, so unterschlugen sie die Gelder der frommen Christen, so verkauften sie die Stadt Gisors, die man ihrer Rechtlichkeit anvertraut, um schnödes Gold, so ist es geschehen, daß man nur noch Brüder aufnimmt, welche eine gewisse Summe erlegen können und ihre Güter beim Eintritte abtreten.

Es ist freilich nicht zu verwundern, wenn man auf solche Art und Weise große Reichthümer erwirbt. Wenn man eine geistliche Ritterschaft ist, sollte man aber, mag man so reich sein, wie nur immer, nie seine Privilegien überschreiten, Priester und Laien mit Schimpf und Schande behandeln, die Autorität ihres Begünstigers, des heiligen Vaters zu Rom, verlachen und ihr die Anerkennung versagen und ganz und gar in Stolz und Ueppigkeit versinken."

„Ihr entwerfet das schönste Bild vom Orden gerade nicht," versetzte Philipp, „saget, wie erlangtet Ihr so genaue Kenntniß von der Ordensgeschichte?"

„Uns Dominikanern ist sie durchaus bekannt, zudem bestätigte sie ein Templer selbst."

„Ein Templer?“ warf der König ein. „Ich möchte dies bezweifeln.“

„Bezweifelt nicht, mein königlicher Herr, vernehmet vielmehr noch ein Weiteres,“ fuhr der Beichtvater fort. „Nachdem Ihr die schönen Züge aus der Ordensgeschichte vernommen, will ich Euch auch noch einige Mittheilungen über die jetzt bestehende und seit mindestens einem Jahrhundert bestandene innere Ordenseinrichtung machen. Wisset nämlich, der Orden birgt eine engere, fast aber sämmtliche Mitglieder umfassende Brüderschaft in sich, deren Gesetze und Statuten sich wesentlich von denen unterscheiden, die ihnen der heilige Vater gab. Sie halten sie zwar sehr geheim, aber derselbe Ritter, welcher mir einige Daten aus der Ordensgeschichte mittheilte, enthüllte sie mir und beschwur seine Aussage. Ein anderer Templer, der auf Limisso in Banden liegt, ein Mann von edler Sinnesart, bezeugt mir in einem Schreiben, daß ersterer Templer die Wahrheit rede und ein dritter, noch zu unserer Verfügung stehender ist bereit, die Geständnisse gleichfalls zu beeidigen.“

„Ihr seid sicher und vorsichtig zu Werke gegangen,“ sprach Philipp ernst und immer aufmerksamer werdend, „beginnet also, ich ahnte schon lange etwas Aehnliches, alle Tempelherren können nicht gleich verdorben sein, es wäre sehr schlimm, wenn sich unter den unzähligen, tapferen Rittern nicht auch einige brave, edle Herzen finden sollten.“

„Es giebt deren darunter, Majestät,“ wandte Nogaret ein, doch sind deren sehr wenige. Auch spielen sie keine hervorragende Rolle im Orden und kennen die geheimen Pläne und Intriguen nicht, sie werden daher auch stets in den Krieg oder in entfernte Provinzen geschickt. Doch wollet beginnen Imbert.“

„Vorerst beantwortet mir noch eine Frage," begann Philipp wieder, „saget mir, wie hieß der Ritter, welcher Euch sowohl die historischen Thatsachen, als die Statuten des inneren Ordens angab und was bewog ihn zu diesen Mittheilungen?"

„Der Ritter war Odo von Chavannes, früher Comthur von Jerusalem, ein ganz in das Ordensgetriebe eingeweihter Bruder. Man zog ihm bei den Großmeisterwahlen zweimal andere Candidaten vor, so daß er Rache an seinen Genossen zu nehmen beschloß. Auf Anrathen eines Ritters, dessen Anverwandte man getödtet, damit ihr Vermögen an den Orden falle, vertraute er Nogaret seine Geheimnisse an, beschwur sie und starb nach wenigen Wochen in Folge eines Schlagflusses, weil er sich aus Verzweiflung dem Trunke zu sehr ergeben. Auf seinem Todtenbette verwünschte und verfluchte er seinen Orden noch und nannte seine Brüder treulose, nichtswürdige Gesellen, elende Heuchler und Sünder. Bei der ewigen Ruhe seiner Mutter beschwur er seine Aussagen in meiner, Nogarets und dessen Diener Gegenwart noch einmal, worauf er starb."

„Habt Ihr seine Geständnisse zu Papier gebracht?"

„Wir thaten es und er unterzeichnete seine drei Kreuze.'

„So leset seine Bekenntnisse vor."

Imbert zog ein bereitgehaltenes Pergament aus seiner Brust und sprach:

„Mein Herr und König, der Zorn Chavannes mag manche Uebertreibung hervorgerufen haben, doch bin ich überzeugt, daß die Beschuldigungen alle sehr gegründet sind. Zehn hauptsächliche theilte er uns mit, die den inneren Orden betreffen. Da er selbst eine Hauptperson war und dem inneren Orden fast seit dem ersten Tage angehörte, da er in den Orden trat,

so ist anzunehmen, daß sie uns das ganze Wesen der inneren Congregation enthüllen. Ich beginne:

1) Jeder Templer muß bei seiner Aufnahme in den Orden schwören, in demselben zu bleiben, ihn sein Lebenlang zu vertheidigen, zu ehren, dessen Bestes nach Kräften zu fördern, mag es die Mitglieder oder Güter des Ordens betreffen, sei es der Billigkeit gemäß oder nicht."

2) Die Oberen des Ordens sind heimliche Verbündete der Saracenen, halten mehr von dem Unglauben Muhameds, als dem Glauben der Christen; dies zeigen die Aufnahmen in den Orden, wo der Novize Christum verspeien, mit den Füßen treten und dessen Glauben lästern muß.

3) Die Oberen des Ordens sind Mörder, Heiligthumsschänder, Ketzer und Ungläubige. Sie ermorden diejenigen heimlich, welche in den Orden getreten, aber dessen Verderben erkennend, wieder austreten, um sich wieder in einen andern Orden zu begeben, und begraben sie des Nachts. So oft sie ein Frauenzimmer zu Fall gebracht, tödten sie die Neugeborenen insgeheim.

4) Die Templer sind den Irrthümern der Fratricellen ergeben, verwerfen den Papst und das Ansehen der Kirche, verachten die Sacramente, besonders Beichte und Buße. Was sie ja nach den Geboten der Kirche verrichten, üben sie blos dem Scheine nach, um jene Irrthümer zu verhehlen.

5) Die Obern des Ordens sind nicht zufrieden, daß sie Tag und Nacht mit Weibern ihre Lüste stillen, sie verletzen sogar die Gesetze der Natur, sie sind Sodomiten; sie schmähen Gott mit Wort und That. Wer sich diesen Irrthümern und Wollüsten widersetzt, dem wird vom Großmeister ewiges Gefängniß zu Theil.

6) Die Tempelhäuser sind Wohnsitze des Lasters und der

Ueppigkeit, Bordelle, in denen alle Arten Ausschweifungen ohne Scheu gegen Gott, Zeit oder Ort getrieben werden.

7) Der Orden strebte, das heilige Land in die Hände der Saracenen zu bringen, weil sie diese mehr begünstigten, als die Christen.

8) Die Einsetzung des Großmeisters geschah heimlich in Gegenwart nur weniger jüngerer Brüder; es ging der Argwohn, als müsse er den christlichen Glauben verleugnen oder irgend etwas anderes Unehrbares erlauben oder thun.

9) Viele Statuten des Ordens sind verführerisch, gottlos und unchristlich, daher ist allen Aufgenommenen untersagt, Etwas davon zu entdecken.

10) Alle Schwelgerei, Betrug, Hinterlist, Lüge, Meineid, Todschlag oder andere Dinge, zur Ehre und zum Nutzen des Ordens unternommen, sind keine Sünde."

Mit gespanntem Ohre hatte Philipp zugehört; Nogaret war mehrmals bei Stellen erbleicht, die ihn und sein Schicksal betrafen.

„Seid Ihr überzeugt," fragte schließlich der König, „daß der Comthur von Chavannes in diesem Documente uns die Wahrheit hinterbrachte?"

„Wie schon gesagt, manche Beschuldigungen mögen übertrieben sein. Gegründet sind sie alle. Zum Beweise dessen haben wir einen von den Templern irgend eines Vergehens halber ausgestoßenen Bruder, Squin von Flexiers aus Beziers, ehemaligen Comthur von Montfaucon, verhört; dieser machte uns wörtlich dieselben Geständnisse des Chavannes, ohne sie vorgelegt oder mitgetheilt bekommen zu haben. Der Mann lebt noch und kann von Euch vernommen werden, wir halten ihn bereit, soll er erscheinen?"

„Der Comthur soll sofort erscheinen," herrschte Philipp.

Nogaret entfernte sich und gab seine Befehle. Zurückgekehrt saßen die drei einander schweigend gegenüber. Der König sah ungemein erschüttert und angegriffen aus.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde Squin von Flexiers angemeldet.

Es trat eine hohe, hagere Person mit markirten Zügen und langem grauen Barte ein. Seine Haltung war sicher und anständig, sein Blick war ruhig.

„Seid Ihr Squin von Flexiers?"

„Ich bin Squin von Flexiers, ehemaliger Comthur von Montfaucon, Majestät."

„Warum seid Ihr nicht mehr im Orden?"

„Der Provinzialconvent der Templer stieß mich wegen Ungehorsams gegen den Großprior aus."

„Seid Ihr überzeugt, daß der Orden, dem Ihr ehemals angehörtet, nicht mehr auf dem Boden des Gesetzes und der Frömmigkeit von ehedem steht?"

„Ich behaupte und beschwöre bei Gott, unserer lieben Frauen und meiner Seelen Seligkeit, daß der eigentliche Orden der Templer jetzt sehr unchristliche, ja sogar höchst verbrecherische Gesetze und Statuten befolgt."

„Kanntet Ihr den Comthur Odo von Chavannes?"

„Ich focht mit ihm in Palästina."

„Gehörte er dem inneren Orden an?"

„Jawohl, Majestät."

„Ihr auch?"

„Auch ich."

„Könnet Ihr mir die Statuten desselben mittheilen?"

„Ich habe sie noch vollkommen inne, Majestät, und werde sie auf Verlangen sofort berichten."

Auf Philipps Wunsch begann Squin die Statuten in

der von Chavannes angegebenen Weise mitzutheilen, die Reihenfolge war dieselbe, die einzelnen Statuten glichen den aufgeschriebenen fast wörtlich.

„Squin von Flexiers," fragte ihn der König in scharfem, durchdringendem Tone: „Seid Ihr auch im Stande, Euren ehemaligen Brüdern, den jetzigen Tempelherrn gegenüber, auf dieser Aussage zu bestehen?"

„Majestät," sprach der Excomthur nicht ohne Würde, „es wird ein herrlicher Tag für mich sein, sollte ich jene verworfene Rotte vor ein Tribunal, mich aber als ihren Belastungszeugen vorgefordert sehen. Leider wird dieser Wunsch nie eintreffen, der Orden ist zu mächtig. Doch verpfände ich einstweilen Ehre und Seligkeit für die Wahrheit meiner Aussagen."

„Ihr seid vorläufig entlassen, Flexiers," sprach der König und winkte dem Excomthur abzutreten.

Derselbe empfahl sich mit einer tiefen Verbeugung vor dem Könige, sowie den beiden anderen Anwesenden und ging.

Imbert und Nogaret hefteten Blicke der Befriedigung auf Philipp.

„Mein theurer Sohn und König, was saget Ihr zu meinem Beweise? Soll ich noch hinzufügen, daß uns ein edler Templer selbst um Auflösung des Ordens angeht, weil die innere Congregation, um sein gesammtes Besitzthum zu erlangen, seine Verwandten durch Mitglieder des Ordens, worunter auch der es selbst geständige Chavannes, meuchlerisch umbringen ließ? Um dem Orden die Frucht seiner Schandthaten zu entreißen, vermachte jener Templer, St. André mit Namen, sein ganzes Besitzthum unserem Freunde Nogaret. Jetzt büßt er mit lebenslänglicher Haft dafür. Wilhelm,

zeige Deine Documente Sr. Majestät, solchen Zeugen wird sie ja Glauben schenken."

Nogaret legte die Papiere auf diese Aufforderung rasch dem Könige vor. Philipp durchlas sie mit Bedacht und fuhr sich alsdann mit der Hand über die feuchte Stirne.

„Meine Freunde," hob er endlich stockend an, „letztere Documente sprechen schlagend für die Verderbniß des Ordens. Die beiden Comthure sind von Rachsucht gegen den Orden erfüllt und haben jedenfalls vielfach übertrieben. Allein wenn auch nur der zehnte Theil von dem gegründet ist, was sie bekennen, so ist es heilige Pflicht eines jeden Regenten, den ausgearteten Orden vor Gericht zu ziehen. Philipp von Frankreich liebt sein Volk, er bebt vor einer solchen Aufgabe nimmermehr zurück, meine Freunde, ich will den Orden nicht mit Gewalt aufheben, aber ich will ihn, sei es auch mit Gewalt, vor ein competentes Gericht stellen. Wohlan, mein Freund Wilhelm Nogaret, belehre mich mit Deiner großen Staatsklugheit, wie ich dies beginnen muß und Du sollst sehen, daß der große Kanzler keinem feigen, oder für guten Rath unzugänglichen Könige dient."

Philipp schwieg, seine innere Stimme war beruhigt, seiner Brust ein mächtiger Stein abgewälzt.

„Mein königlicher Herr und Freund," begann Nogaret, also aufgefordert, „mein Plan ist sehr einfach, aber um so besser. Wir bedürfen zu seiner Ausführung wenig Mannschaft und gar kein Geld."

„Nogaret, sprechet nicht in Räthseln, wie können wir den übermächtigen Orden zur Verantwortung ziehen, ohne eine starke Armee auf den Beinen zu haben?"

„Das ist viel weniger schwierig als es das Aussehen

hat," gegenredete der Minister, „wollet also meinen Plan gnädigst vernehmen.

Wir vermögen den Papst dazu, die Großmeister der beiden Orden zu einer Conferenz, um einen neuen Kreuzzug zu verabreden, nach Paris zu rufen.

Ich weiß aus sicherer Quelle, daß die Hospitaliter eine Expedition zur Eroberung der Insel Rhodus unternehmen, sie werden also von der geistlichen Einladung keinen Gebrauch machen.

Ein Reich wie Rhodus ist den Templern jedoch eine Lächerlichkeit, ihr Sinn steht nach Höherem. — Das Generalcapitel wird dem päpstlichen Rufe Gehör schenken, um sich einmal die Verhältnisse in Frankreich zu beschauen. Eine solche Gelegenheit wird der Orden nie ungenutzt vorüber gehen lassen, besonders wird sie Molay benutzen, um sich einmal in voller Pracht an der Spitze seiner besten Ritter in Paris zu zeigen. Seine Eitelkeit ist groß, gebet Acht, mein Herr und Gebieter, ob der unkluge Mensch nicht mit Roß und Mann kommt, um seinen Sitz in unserer Residenz aufzuschlagen. Thut er dies, so müssen wir uns hüten und schnell verfahren, damit uns der Orden nicht über den Kopf wächst.

Sind die Templer in Paris, so werden sich die Verhandlungen in Bezug auf den Kreuzzug bald zerschlagen, denn die Ritter werden viel verlangen, Niemand aber Etwas geben wollen.

Ist dies geschehen, so eile ich zu Clemens V. und verlange als Erfüllung des sechsten uns noch schuldigen Punktes die Aufhebung, respective den Proceß gegen den Orden. Er wird sich lange weigern, ich weiß ihn jedoch zu behandeln und stehe für seine Einwilligung. Haben wir diese in der

Tasche, so schicken wir versiegelte Briefe an unsere Vögte, die sie alle an einem gewissen, überall gleichen Termine öffnen müssen. Wenn sie dieselben lesen, haben sie gerade eine Stunde Zeit, Mannschaft zu sammeln, um die unvorbereiteten Templer, die eher des Himmels Einsturz, als solch eine Maßregel erwarten, zu überfallen und zu verhaften.

Für die Festnahme Molays und der Templer zu Paris stehe ich ein.

Befinden sich die Häupter des Tempels in unserer Gewalt, so wird Clemens eine Aufforderung an alle Potentaten erlassen und sie zu einer gleichen Maßregel gegen den Orden auffordern. Mit Freuden wird sich jeder Mund und jeder Arm geschäftig gegen die einmal ihres Nimbus beraubten Templer erheben, sie werden überall eingekerkert.

Wir in Paris bilden unter dem Vorsitze unseres Freundes Imbert ein Tribunal, halb aus Geistlichen, halb aus Laien bestehend, und inquiriren auf die uns von Chavannes und Squin von Flexiers mitgetheilten Bekenntnisse.

Die meisten Brüder, tapfer wie die Kriegsgötter in der Schlacht, sind alberne Knaben im Verhör und wo die Böswilligkeit uns widerstreben will, da wird die Folter ihnen den Mund zum unbequemen Geständniß öffnen.

Das unpartheiische Tribunal wird dem Orden nach geschlossener Untersuchung sein Urtheil nach Recht und Ueberzeugung sprechen.

Aber Schnelligkeit, Raschheit in der Ausführung unseres Unternehmens thut noth. Man muß berücksichtigen, daß ein Papst wie Clemens V. und ein Großmeister wie Molay selten zu gleicher Zeit regieren. Stirbt einer von Beiden, so ist unser Werk so gut wie gescheitert."

„Der Plan ist gut angelegt und zeugt von Deiner ge-

wöhnlichen Schlauheit. Ich gehe ihn ein, trotzdem die zu überwältigenden Schwierigkeiten fast unübersehbar sind und wir, falls uns Gott nicht in seinen speciellen Schutz nimmt, dennoch unterliegen. Doch unverzagt, wir vertreten eine gerechte Sache, der Allmächtige wird uns schon beistehen."

„Gott ist mit dem Gerechten, die gute Sache triumphirt!" rief der Beichtvater im prophetischen Tone aus.

„Noch eins," nahm der Kanzler das Wort, „Molay wird mit einem ungeheuren Vermögen hierher kommen. Dasselbe wird für die Kosten der Untersuchung in Beschlag genommen, alle in Frankreich liegenden Ordens-Güter sind jedoch der Krone verfallen und werden eingezogen."

„Da sei Gott vor," rief Philipp, „daß ich mein Gewissen mit dem Eigenthume der Gerichteten beschwere."

„Es ist nicht mehr, als recht und billig," wandte Imbert ein, „daß die dem Lande durch List und Gewalt entzogenen Güter demselben wieder einverleibt werden."

„Das mag sein, ich will den Orden seiner Anmaßung und seiner für das Land gefahrvollen Stellung halber stürzen, nicht aber seines Goldes wegen."

„Dann überlaßt sie den Hospitalitern," sprach Imbert, „sie wenden ihr Besitzthum besser an, als die Templer, überdies wollen sie jetzt Rhodus erobern."

„Sie sollen sie haben," bestätigte der König.

„Nicht eher aber, als bis sie die Anrechte des Landes darauf mit Gold abgelöst haben," sprach Nogaret mit entschiedener Entrüstung, „soll ein Orden den andern beerben und den Schweiß des Volkes fressen? Erst zieht dies sein Eigenthum zurück. Nur unter dieser Bedingung leihe ich der Sache meinen Arm."

„Zürnet nur nicht gleich," begütigte Philipp, „Ihr ha-

det Recht, wie immer, der Staat soll berücksichtigt werden, die Hospitaliter sollen billige Entschädigungen zahlen."

Sie sollen sie nicht sehr billig finden, dachte Nogaret bei sich, wenn wir die Angelegenheiten erst zum Schluß gebracht haben. Sind die Templer einmal aufgelöst, werden wir die Hospitaliter nicht sehr widerspenstig finden.—

Jetzt berieth man sich noch über die mit dem Papste zu treffenden Verabredungen. Noch in derselben Nacht reiste Nogaret nach Avignon.

Am 6. Junius 1306 erließ der Papst schon seine Einladungen nach Paris an die Großmeister der beiden Orden zum Behuf einer Conferenz über einen Kreuzzug.

Sechstes Capitel.

In der Nähe der jetzigen Vorstadt St. Antoine zu Paris und der in der großen Revolution von 1789 zerstörten Bastille liegt der Tempel, nach dem noch das Boulevard du Temple und die Rue de fosse du Temple den Namen tragen.

Erbaut war diese Veste von den Tempelherren. Lamartine spricht sich über die Entstehung derselben folgendermaßen aus:

Der Tempel war eine alte, düstere Festung, erbaut von dem Mönchsorden der Tempelherren zu einer Zeit, wo diese halb priesterlichen, halb kriegerischen Theokratien, welche den Aufruhr gegen die Fürsten mit der Tyrannei gegen die Völker verbanden, sich feste Burgen als Klöster erbauten und mit der doppelten Macht des Kreuzes und des Degens der Herrschaft entgegenschritten.

Wie schon gesagt, liegt es in der Nähe der Vorstadt St. Antoine und der 1369 erbauten Bastille.

Es bedeckt mit seinem Palaste, seinen Nebengebäuden, seinen Thürmen und seinen Gärten einen gewaltigen Raum.

Die Priorei oder der Palast des Tempels ist von großer Ausdehnung, ein hübscher Garten umschließt denselben. Daran stößt das eigentliche Festungswerk des Ordens, die

sogenannte Warte. Ihre abschüssige, grauschwarze Masse ragt wie ein einziger Erdhaufen zum Himmel empor; zwei viereckige Thürme, der eine größer, der andere kleiner, wie ein Mauerbündel in einander verschlungen, jeder auf seinen Flanken mit anderen hängenden Thürmchen und oben mit Zinnen versehen, bilden die Hauptgruppe der Burg. Die Warte und die Thürme sind aus großen, gehauenen pariser Steinen erbaut, deren schwärzlicher Grund mit gelblichen Flecken marmorirt ist, wie sie Regen und Rauch auf derartigen Gesteinen hervorbringen.

Der große Thurm ist beinahe ebenso hoch, wie die Thürme der Cathedralen und mißt sechszig Fuß von der Basis bis zum Gipfel. Zwischen seinen vier Mauern schließt er einen Raum von dreißig Quadratfuß ein. Ein ungeheurer Mauerpfeiler nimmt die Mitte des Thurmes ein und erhebt sich bis zur Spitze des Gebäudes. Dieser Pfeiler, der sich nach oben erweitert und durch alle Stockwerke verzweigt, stützt seine kleinen Bogen auf die äußeren Mauern und bildet vier Gewölbe hintereinander, über denen sich vier Waffensäle befinden. Jeder dieser Säle steht mit engeren, in den Thürmchen angebrachten Cabinetten in Verbindung. Die Mauern des Gebäudes sind neun Fuß dick; die Ausschnitte der wenigen Fenster, durch welche es sein Licht erhält, sind bei der Oeffnung in den Saal und die übrigen Räume sehr breit, verengern sich aber gegen den steinernen Kreuzstock hin und lassen nur wenig Luft und Licht in das Innere dringen. Eiserne Gitterstangen verdüstern diese Gemächer noch mehr. Zwei Thüren, die eine von dickem Eichenholz und mit breiten, blanken Nägeln beschlagen, die andere mit Eisenbändern, welche durch Stangen von demselben Metall befestigt sind,

trennen jeden Saal von der Treppe, auf welcher man hinaufsteigt.

Diese Wendeltreppe zieht sich spiralförmig bis zur Plattform des Gebäudes. Sieben Pforten oder feste Thüren hintereinander, mit Schlössern und Riegeln verschlossen, befinden sich von Absatz zu Absatz vom Boden bis zur Terrasse. Vor jeder dieser Pforten steht eine Schildwache und ein Schließer in der braunen Tracht der dienenden Brüder. Oben an diesem Thurme ist eine äußere Gallerie angebracht, auf der man nach jeder Seite hin zehn Schritte thun kann. Der geringste Lufthauch tobt hier wie ein Sturm und ganz schwach tönt nur das Gelärme von Paris herauf.

Der kleine Thurm lehnt sich an den großen, hat gleichfalls zwei Thürmchen auf jeder seiner Flanken und ist ebenfalls viereckig und in vier Stockwerke getheilt. Es besteht jedoch keine innere Verbindung zwischen diesen beiden aneinander stoßenden Gebäuden, sondern jedes besitzt seine eigene Treppe. Eine freistehende Plattform herrscht statt des Daches über den kleinen Thurm, wie über die Warte. Der erste Stock enthält ein Vorzimmer, einen Speisesaal und eine Bibliothek, deren Bücher nicht nur von den Prioren, sondern auch von den Capellänen gesammelt wurden.

Zwei niedrige, gewölbte Thüren, deren steinernes Gesimse das Wappen der Tempelherren, zwei auf einem Rosse reitende Ritter enthält, führen zu den Vorplätzen dieser beiden Thürme.

Breite, schön gepflasterte Gänge ziehen sich sowohl durch den Garten, als die freien Plätze in der Burg.

Eine hohe, ungemein feste, aber auch düstere und abstoßende Mauer umzieht alle jetzt beschriebenen Gebäude, deren Gesammtheit den berühmten Tempel ausmachen, der nach

dem Untergange des Ordens als Absteigequartier von Gliedern der königlichen Familie benutzt wurde und zuletzt einen traurigen Ruf als Kerker des unglücklichen Ludwigs XVI. erhielt.

Dieser Tempel war an einem Sommertage des Jahres 1307 feierlich geschmückt. Die Sonne hatte Mühe, alle Fahnen, Kränze, Guirlanden und bunte Bänder zu bescheinen, welche an den Thürmen und Mauern hingen und flatterten.

Es war heute ein Festtag für die Bewohner der alten Burg. Die Ritter standen in schönster Rüstung im Vorhofe; die Knappen, in nagelneue Wämmse und Mäntel gekleidet, warteten vor der Eingangspforte auf der Straße. Trompeter mit blankgeputzten Trompeten, Capelläne mit feierlichen Gesichtern erregten die Neugierde der vorüberziehenden Leute. Sie blieben stehen, sammelten sich und schauten die Brüder mit großen Augen an.

Besser unterrichtete Leute gingen vorüber, heute mußte nämlich der schon längst Ersehnte eintreffen.

Dieser längst Ersehnte war Jacob Bernhard von Molay, der Großmeister der Tempelherren.

Gewiß erwartete ihn aber Niemand so sehnlichst als Philipp von Frankreich, Wilhelm Nogaret und Wilhelm Imbert.

Seit ihrem Beschlusse, den Orden vor Gericht zu stellen, war ihnen die Zeit verstrichen, als ob sie bleierne Schwingen hätte, Molay kam immer nicht. Besonders Nogaret verzweifelte fast ob der entsetzlichen Langsamkeit, mit welcher die Reise vor sich ging.

Unterdessen hatte er Alles zum Schlage vorbereitet, die Maßregeln waren so genau getroffen, daß es nur noch an

Molay und seinen Brüdern fehlte, um ihn schnell und sicher zu führen.

Endlich traf die Nachricht ein: Der Templermeister hat die französische Grenze überschritten. Nogarets Herz jubelte. Die Hospitaliter kamen nicht, sie waren schon gegen Rhodus ausgezogen.

Plötzlich ertönten Trompeten, die Menge jubelte und warf die Mützen in die Luft. Der erwartete Zug nahte.

Voran ritten fünfundzwanzig Trompeter und bliesen wilde orientalische Märsche.

Fünfundzwanzig Capelläne folgten ihnen.

An sie schlossen sich hundert dienende Brüder an. Zwei Comthure reihten sich an diese, hierauf kam, in reichster Ordenstracht, auf einem milchweißen, feurigen Schimmel reitend der Großmeister Jacob von Molay, eine ehrwürdige Greisenfigur, mit langem, weißem, bis auf die Brust fließendem Bart. Der Blick seines Auges war es allein, welcher das Gesammtsaussehen bisweilen Lügen strafte.

Dicht hinter ihm folgten die Großpriore von Frankreich, Hugo von Peyraud, von Poiteu und Aquitanien, Gottfried von Gonaville, von Cypern und den Landen jenseit des Meeres, Rimbaud von Caron, von der Provence, Rudolph von Gisi, von der Normandie, Gerhard von Villers und Guido, Dauphin von Auvergne und Veit, sein Bruder.

Sechzig Tempelherren mit sonnenverbrannten Gesichtern und blitzenden Augen, alle dem inneren Orden angehörend, kamen zunächst. Sie trugen prächtige Rüstungen. Die talentvollsten und tapfersten Ritter befanden sich darunter, so Deodat Jafet, Gerhard von St. Martial, Raimund Narbonne, Stephan Trobati, Gervais von Beauvais, Johann von St. Benoit, Raimund von Vasinniac, Gerard von Passage, Bal-

duin von St. Just, Wilhelm von Cardaillac, Johann von Thara, Albert von Canellis, Johann von Bouffemont, Odo von Bures, Boscus von Masvalier, Durand Charner, Hugo von Narsac, Jacob von Troyes, Jacob von Cormeilles, Wilhelm Pidoye, Huguet von Buris, Peter Nauriac, Wilhelm Audabert, Gillet von Eneric, Hugo von Janzot und Andere, kurz das ganze Generalcapitel war im Gefolge. Dicht hinter den Rittern schritten zwölf starke Lastpferde, sie trugen die Hauptordenskasse, die augenblicklich aus der fabelhaften Summe von hundertundfünfzigtausend Goldstücken und unzähligem Silber bestand. Dreihundert dienende Brüder schlossen den Zug. Der Ordensmarschall war allein mit wenigen Rittern auf Limisso zurückgeblieben.

Aus diesem geht mit Sicherheit hervor, daß Molay fest entschlossen war, seinen dauernden Wohnsitz in Paris zu nehmen; es war also Alles eingetroffen, wie Nogaret vorausgesagt. Der Empfang des Großmeisters durch die pariser Brüder war feierlich und doch auch herzlich.

Obgleich stolz, hatte man ihn doch gern im Orden, war doch jeder Großmeister stolz, ja gemeiniglich anmaßend gewesen.

Er nahm seinen Sitz im Tempel. Nach dreien Tagen machte er dem Könige seine Aufwartung, wo er sich ganz und gar als Fürst benahm, alsdann reiste er nach Poitiers, wohin sich Clemens V. begeben hatte.

Clemens empfing das Ordensoberhaupt mit aufrichtiger Freundlichkeit. Sie berietheh Beide eifrig über die zur Wiedereroberung des heiligen Landes vorzunehmenden Schritte. Molay gab seine Erklärung dahin ab, daß eine Wiedergewinnung Palästinas nur in dem Falle zu ermöglichen sei, wenn sämmtliche Fürsten Europas ausreichende Unterstützungen sowohl an Mannschaft, als auch an Geld gewährten.

Daß die Fürsten hiermit nicht übereinstimmten, war zu sicher, um nicht von Beiden eingesehen zu werden. Das Project zerfiel also, ehe es noch geboren war.

Hierauf schlug der Papst vor, ob durch eine Vereinigung des Templer- und Hospitaliterordens nicht ein Institut erzielt werde, welches der Christenheit bessere Früchte trüge, als dieser. Molay sah eine solche Maßregel als unausführbar an; da er sich ganz entschieden dagegen aussprach, so wurde auch aus diesem Vorschlage nichts.

Molay reiste daher nach Paris zurück.

Er war kaum daselbst eingetroffen, als Nogaret den Papst aufsuchte, ihm die Verbrechen der Templer aufdeckte, ihre für Frankreich gefahrbringende Stellung, ihre geringe Thätigkeit für die Christenheit und ihre die Länder zerstörende Habsucht in den glühendsten Bildern schilderte und ihre Auflösung dringend forderte.

Er stieß jedoch auf den hartnäckigsten Widerstand. Clemens kannte die Stütze recht gut, welche er im Orden hatte, um sie leichtsinnig Preis zu geben, er weigerte sich daher mit Bestimmtheit, auf Nogarets Vorschläge einzugehen, ja er vernahm sogar seine Klagen über die Ketzereien der Templer mit der größten Gleichgültigkeit.

Der Kanzler Philipps ließ sich jedoch nicht abweisen, besonders da es den Plan betraf, dessen Ausführung er sein Leben gewidmet. Tag für Tag drang er in den Papst, bat und beschwor ihn zur Eingehung in die Auflösung des Ordens, vergebens, Clemens blieb hartnäckig.

Als Nogaret den Einwand machte, der Untergang des Ordens sei als letzte offengehaltene Bedingung der Wahl Clemens zum Papste ausersehen gewesen, wies er auch diesen

mit der Erklärung zurück, er könne nun und nimmermehr in eine so offenbare Ungerechtigkeit willigen.

Auf diese Aeußerung hin bedauerte Nogaret die Sinnesart und gab Clemens nicht undeutlich zu verstehen, daß, wenn er nicht in Philipps Wünsche willigen könne, er es diesem auch nicht verargen werde, wenn er sich nach einem anderen, gefälligeren Papst umsehe. Der Untergang des Tempels sei einmal beschlossen, man würde ihn auch ohne Clemens Gutheißung zuwege bringen.

Das schlug durch; wiewohl höchst ungern und unter der Bedingung, einen Theil der Hinterlassenschaft des Ordens zu erhalten, der zwischen ihm, Philipp und den Hospitalitern vertheilt werden sollte, willigte Clemens V. endlich in das Verlangen Nogarets.

Kaum hatte dieser das Zugeständniß erlangt, als er sich auch schon die Vollmacht zur Ergreifung Molay's und seiner Genossen ausstellen ließ. Zugleich überredete er den Papst, eine Proclamation an alle Fürsten Europas zu erlassen und sie darin zur Proceßaufnahme gegen den sündhaften Orden der Tempelherren aufzufordern. Couriere trugen sie in alle Himmelsgegenden.

Als sei er noch ein Jüngling, ritt der bejahrte Nogaret, als er vollständig obgesiegt, nach Paris zurück. Philipp und Imbert beglückwünschten ihn ob seines Erfolges, er aber drang zur größten Eile.

Es war der zwölfte September, als der Kanzler in Paris eingetroffen. Noch in derselben Nacht sprengten viele reitende Boten in den verschiedensten Richtungen zur Stadt hinaus. Alle trugen Schreiben an sämmtliche Amtsvögte des Königreichs. In denselben war ihnen bei Todesstrafe anbefohlen, sich am zwölften October mit soviel Bewaffneten

zu versehen, als sie nur auftreiben könnten und beiliegenden versiegelten Befehl die Nacht darauf zu eröffnen, jedoch unter keiner Bedingung eher.

Im versiegelten Befehle war die Verhaftung sämmtlicher Tempelherren ausgesprochen.

Am zwölften October befanden sich sämmtliche in Paris anwesende Templer, hundert und dreißig an der Zahl, beim Kanzler Wilhelm Nogaret zum Banket, man scherzte und war heiter und vergnügt; besonders Jacob von Molay spielte den Aufgeräumten zum Entzücken, er ahnte das ihm bevorstehende Loos auch nicht im Entferntesten.

Gegen Mitternacht entfernten sich die Ritter insgesammt. Es herrschte eine große Dunkelheit in den Straßen von Paris.

Als die Templer einige hundert Schritte weit gegangen und auf einen ziemlich offenen Platz gelangt waren, sahen sie sich plötzlich von einer großen Anzahl Schwerbewaffneter eingeschlossen. Bevor sie sich nur die Erscheinung erklären konnten, hatte man sie schon gepackt und ihnen, die sich eher des Himmels Einsturz als einen Ueberfall vermutheten, die Schwerter entrissen.

Sprachlos schaute Jacob von Molay diesem Auftritte zu. Da trat ein greiser Mann mit Silberhaar, langem Silberbarte und pergamentnem, von Gram durchfurchtem Antlitze, ein gezogenes Schwert in der Faust, auf ihn zu. Er schien die ungefähr fünftausend Mann starken Truppen zu befehligen.

„Ihr irrt Euch in uns, Mann,“ rief ihm Molay zu, „lasset uns frei, wir sind Brüder vom heiligen Tempel zu Zion!“

„Ich verhafte Euch im Namen des Papstes Clemens V.

und im Auftrage seiner Majestät des Königs Philipp IV. von Frankreich," antwortete der Greis mit tiefer Stimme.

„Mich und meine Brüder kann Niemand verhaften," schrie der Großmeister entrüstet, „ich protestire gegen solch ein ungesetzmäßiges, gewaltthätiges Verfahren."

„Wie Euch beliebt," entgegnete der Königliche ruhig. „Ich verhafte Euch dennoch."

„Welches Verbrechens zeiht man uns?" riefen mehrere Templer, die sich der sie umgebenden Truppen halber gar nicht regen konnten.

„Das werdet Ihr schon noch früher erfahren, als Euch lieb ist," war die Antwort des Greises.

„Mensch, wer bist Du, was willst Du!" donnerte ihn Molay auf diese Aeußerung hin an.

„Ich bin," rief der Greis mit unterdrückter Stimme, indem er dicht an den Großmeister trat und ihm in das Auge starrte, „ich bin Heinz Vieppach, der Stallmeister St. André's, den Du verriethst, ich verhafte Dich und Deine Brüder jetzt im Namen des Gesetzes! Auf, Söldner, führet die Gefangenen davon," rief er alsdann laut. Die Truppen gehorchten, ungeachtet der vielfachen Protestationen Molay's, der zuletzt und zwar gleichfalls vergebens in seiner Eigenschaft als Großmeister dem ehemaligen dienenden Bruder zu befehlen suchte; die Templer wurden in das Gefängniß geworfen.

In derselben Nacht vollführten die Vögte in ganz Frankreich ihre Aufträge mit derselben Pünktlichkeit und demselben Erfolge, wie Heinz Vieppach in Paris.

Die meisten Templer wurden in Frankreich in Bordellen oder doch bei Frauenzimmern überrascht. Der ernste Johann von Trittenheim, Chronist zur damaligen Zeit, giebt an, daß

Bordell und Templerhaus ganz synonym sei. Die also Gefangenen wurden theilweise in Corbeil, theilweise in Paris und in mehreren anderen Städten in Gewahrsam gehalten.

Am vierzehnten October 1307 versammelte der Beichtvater des Königs, Wilhelm Imbert, die Universität und die meisten Chorherren in dem Capitel der Kirche U. L. Frauen zu Paris. Alsdann erschien der Kanzler Wilhelm Nogaret in vollkommener Amtstracht und klagte die Templer der ihm von Odo von Chavannes und Squin von Flexiers mitgetheilten Verbrechen und Ketzereien an.

Tags darauf, am fünfzehnten October, begab sich dieselbe Versammlung in den unterdes in Besitz genommenen Tempel, wo man die Ritter vorführte und sie mit der Klage bekannt machte.

Einige der jüngeren Brüder gestanden die Anklagegegenstände auf Befragen sofort ein, worauf man sie sämmtlich in ihre Kerker zurückführte und den Minoriten unter der Leitung Imberts den Proceß übergab.

Molay selbst ward in engem Gewahrsam gehalten. Seine Haftnahme durch Heinz Vieppach hatte ihn sehr erschüttert. Da saß er nun, das mächtige Haupt des gefürchtetsten Ordens, in einer kleinen niedrigen Zelle, nur von einem einzigen Diener, seinem Koche, umgeben.

Die Aussicht, der gewaltige Adelsbund werde jetzt unter seiner Leitung nach einem zweihundertjährigen Blühen einem schmählichen Ende entgegen gehen, erfüllte ihn mit Kummer und Gram, er vergaß seine Vergehen vor seinem und des Ordens Unglücke.

Die vom Papste an alle europäischen, sowohl weltlichen als geistlichen Fürsten gerichteten Proclamationen, welche sie zur Untersuchung gegen die Glieder des Templerordens

aufforderten, waren fast alle von Erfolg, als einmal der Hauptschlag in Frankreich geglückt. Mit wenig Ausnahmen ergriff man sie nach und nach in allen Ländern und gelangte bei ihrer Haftnahme schon zu der festen Ansicht, daß sie allenthalben ein ungesetzliches, den Lastern ergebenes Leben führten, denn Bordelle und öffentliche Orte waren die Hauptfangplätze.

Die Untersuchung nahm, wie in Frankreich, überall ihren raschen Fortgang. Besonders gaben sich die Dominikaner große Mühe, das Geständniß der Ketzerei zu erzwingen.

Kaum lag Molay mit seinen Genossen hinter Schloß und Riegel, als sich der alte Heinz Vieppach auf das Roß warf, um nach Limisso zu eilen.

Er reiste nach Marseille, um sich von hier durch ein Schiff weiter befördern zu lassen. Zuvor besuchte er noch das Grab des ritterlichen Beaujeu. Ein anderes, mit einem herrlichen Denkmal versehen, befand sich daneben. Die liebende Helene ruhte schon seit Jahren an der Seite des von ihr so sehr beweinten Gemahles.

Heinz sprach einige Aves und segelte ab. Ein schönes Wetter und ein guter Wind begünstigten ihn. Schon nach drei Wochen lief er in den Hafen von Limisso ein. Die Kunde von dem den Orden betroffenen Schlage war schon hierher gedrungen und hatte großes Aufsehen erregt. Als sich Heinz beim zurückgebliebenen Marschall melden ließ, diesem sagte, er käme von Paris und verlange die Freilassung St. Andrés, antwortete er, er würde seinem Wunsche gern willfahren, St. André sei aber vor dreien Tagen gestorben und auch schon begraben. Da der Marschall nie ein Feind seines Herrn gewesen, so hatte Heinz gar keine Ursache, ihm nicht zu glauben. Er ließ sich deshalb zum Grabe führen

und betete lange und innig an demselben, bis seine heißen Thränen darauf fielen.

Gaston und Marguerite blickten aus ihrer ewigen Verklärung auf den treuen Diener und sandten ihm ihren ganzen Segen auf sein weißes Haupt herab.

Es hielt ihn nicht lange auf der Insel; nachdem er ein Myrthenstöckchen auf Gastons Grab gepflanzt und einer Familie in Limisso Auftrag gegeben, sowohl über dasselbe, als überhaupt über das ganze Grab zu wachen, schiffte er sich wieder ein.

Paris war das Ziel seiner Reise.

Ohne die Untersuchungsrichter des Papstes abzuwarten, schritten die französischen Tribunale wacker im Verhören der Ritter fort, wo die Templer hartnäckig schwiegen, wurde die Folter angewandt, überhaupt nicht sehr zart mit den einzelnen Mitgliedern des Ordens verfahren. Sechsunddreißig Ritter erlagen der Folter. Um nicht den Schein auf sich zu laden, als verfahre er gesetzwidrig gegen den Orden, holte Philipp am 25. März 1308 ein Gutachten der Pariser Universität ein und berief eine Generalversammlung des Clerus, des Adels und des Bürgerstandes im Mai desselben Jahres nach Tours. Hier legte er ihr von seiner Handlungsweise und über sein Verfahren Rechenschaft ab und theilte ihr die Verbrechen und Ketzereien der Templer mit. Schließlich autorisirte ihn die Versammlung einstimmig, in dem Untersuchungswerke fortzufahren, wie er begonnen.

Imbert inquirirte hundertundvierzig Templer zu Paris und verfuhr, was Marterwerkzeuge anbelangt, die man zur damaligen Zeit fast gar nicht vom Proceßverfahren trennen konnte, sehr schonend mit ihnen.

Die Folter existirt zwar nicht mehr, unser verfeinertes

Zeitalter ist aber noch ganz und gar nicht von allen Uebelständen frei, was die gerichtlichen Untersuchungen betrifft; strenges Gefängniß, körperliche Strafen und gewisse Umstände beim Eide erinnern auch noch an die früheren rohen Zeiten. Wenn man behaupten will, wie vielfach geschieht, daß die Geständnisse der Templer durch die Folter erpreßt worden wären, so ist dies eine Unwahrheit, wie die weiteren Verhandlungen bald ausweisen werden. Wäre es aber auch gegründet, so erhellt die Unschuld des Ordens doch ganz und gar nicht daraus. Der Verbrecher schämt und fürchtet sich meistentheils, seine Schuld offen zu gestehen und die Folter ergründete nur zu oft die Wahrheit. Die Templer litten eben durch ein Verfahren, welches jene Zeit durchaus rechtfertigte.

Im Anfange des Jahres 1308 schaffte man Jacob von Molay, den Großprior von Cypern, Rimbaud von Caron, den von Frankreich, Hugo von Peyraud, den von Poitou und Aquitanien, Gottfried von Gonnaville, und den von der Normandie, Gerhard von Villars, nach Chinon und vernahm sie.

Sie gestanden alle die Verleugnung Christi und die Verspeiung des Kreuzes, die Verehrung eines Idols, auch Hugo von Peyraud und Molay; sie beeidigten alle die Wahrheit ihrer Aussagen und schwuren vor den mit der Untersuchung betrauten Cardinälen Berengar, Stephau und Landulph ihre Irrthümer ab. Ja der Großmeister ging soweit, die Untersuchungsrichter zu bitten, auch noch einen Verwandten von ihm zu vernehmen.

Auch dieser gestand die Verleugnung Christi ein.

Am zweiten Juli desselben Jahrs verhörte man zweiundsiebenzig Tempelherren öffentlich vor dem Papste und einer großen Versammlung.

Sämmtliche Vorgeführte bekannten die Verleugnung und Bespeiung Christi, die meisten den Götzendienst, viele die Erlaubniß zur Sodomie.

Unter diesen Zweiundsiebenzigen befanden sich die mit Molay nach Paris gekommenen Ritter Deodat Jafet, Stephan Trobati, Raimund Narbonne und Gerhard von St. Martial.

Letzterer erklärte öffentlich, er habe auf der Folter trotz aller Schmerzen aus Scham nichts gestanden, obwohl er gewußt hätte, daß die Beschuldigungen wahr seien.

Zu Clermont verhörte man neunundsechszig Templer, wovon vierzig gestanden und so ging es in vielen Städten. Als die Ketzereien der Templer erwiesen, ergriff Clemens die Leitung der Untersuchung. Er ließ sämmtliche in Frankreich gefangen gehaltene Templer, fünfhundertundsechsundvierzig an der Zahl, nach Paris bringen, wo man sie in den Häusern des Bischofs von Amiens, des Grafen von Savoyen, Stephans von Serena, Penna's Vair, Cayssains de Brebanz, beim Abte von Lagny, bei de la Rage, Richard de Spoliis, im Tempel und mehreren andern Orten unterbrachte und fesselte. Für ihren Unterhalt sorgte man schlecht, Molay bekam täglich vier Heller für Bestreitung seiner Bedürfnisse. Doch konnte man bei den ungeheuren Kosten dieses Riesenprocesses nicht gut anders verfahren.

Als seine Commissäre sandte Clemens den Erzbischof von Narbonne, die Bischöfe von Bayeux, Mende und Limoges, den Erzdechanten von Rouen, Matthäus von Neapel, den Notarius des apostolischen Stuhles, Johann von Mantua, Erzdechant von Trident, und Johann von Montlaur, Erzdechant von Maguelone, nach Paris.

Diese Männer begannen am 7. August 1309 ihren Auftrag und verfuhren mit Milde, Umsicht und Gewissenhaftigkeit.

Ihr erstes Geschäft war, dem Orden Vertheidiger zuzuweisen. Die zu Paris gefangen gehaltenen Templer ernannten die Ordenscapelläne Rainal Pruino von Orleans und den Generalprocurator des Ordens am römischen Hofe, Peter von Bologna, sowie die Ritter Wilhelm von Chambonet und Bertrand von Sartiges zu diesem Geschäfte.

Alle Templer schwuren hierauf in der Gegenwart der päpstlichen Commissarien und der vier von ihnen erwählten Brüder unter der Berührung der Evangelien: den Commissarien von Allem, was sie im Betreff der vom apostolischen Stuhl eingesandten Artikel wüßten oder glaubten, ganz vollständige und lautere Wahrheit zu sagen, reine unverfälschte Wahrheit ebensowohl für als wider den Orden und weder auf Bitten, noch für Belohnung, weder aus Gunst noch Haß, noch Furcht, weder eines ehemaligen, noch gegenwärtigen, noch in der Zukunft zu hoffenden irdischen Vortheils halber zu zeugen.

Am 26. November 1309 führte man den Großmeister Jacob von Molay als den ersten vor die Commission.

Hier offenbarte er seinen Charakter in seinem ganzen Umfange. Im Glück anmaßend, stolz, eitel und brutal, war er im Mißgeschick wankelmüthig, kleinlaut, furchtsam und ohne Energie, er zeigte im Verhör zur Genüge, wie wenig er geeignet war, einem Orden, wie dem der Tempelherren, vorzustehen.

Als er bemerkte, daß die päpstlichen Commissarien weniger strenge verfuhren, als die mit der Untersuchung betrauten Dominikaner, glaubte er sich und sein Leben retten zu können. Er verkannte seinen Rang und seine Würde so sehr daß er sich auf das Leugnen legte.

Man führte ihn am 26. November 1309 vor die Commission und gab ihm auf, sich und den Orden zu vertheidigen. Er sprach:

„Es befremdet mich sehr, daß die römische Kirche wider einen von dem apostolischen Stuhl bestätigten und durch Privilegien begünstigten Orden so eilfertig verfahren will, da sie mit dem Absetzungsurtheil über Kaiser Friedrich doch zweiunddreißig Jahre gezögert hat. Mir selbst überlassen, traue ich mir die Vertheidigung nicht zu, indeß da ich, ohne in meinem eignen und Anderer Urtheile als ein verächtlicher, nichtswürdiger Mann zu erscheinen, mich nicht der Rechtfertigung eines Ordens entziehen kann, von welchem ich so viele Ehre und Vortheile genossen habe, so bin ich bereit, mein Möglichstes zu thun, wie schwer es mir auch als einem Gefangenen und bei meinem Unvermögen, mehr als vier Heller auf mich zu verwenden, erscheinen muß. Ich bitte um Rathgeber und Unterstützung. Ich will die Wahrheit nicht blos durch Zeugnisse von Ordensverwandten, sondern auch von Königen, Fürsten und Prälaten an's Licht bringen, und obschon es unter den Prälaten mehrere giebt, gegen welche meine Ordensbrüder ihre Rechte mit zu weit getriebener Strenge behauptet haben, so will ich es doch auf jener Männer Zeugniß ankommen lassen."

Johann von Mantua, der Notar des apostolischen Stuhles erhob sich hierauf und erwiderte ihm:

„Jacob von Molay, täuschet Euch nicht über die Schwierigkeit dessen, was Ihr soeben zu leisten verspracht. Glaubet nicht, in Sachen des Glaubens und der Ketzerei mit Redekünsten, Zänkereien und Advocatenkniffen durchzukommen. Ihr werfet das Beil so weit, daß Ihr es nicht wieder holen könnt. Ihr sollt nicht Eure Unschuld beweisen, denn dies ist unmöglich, sondern mildernde Gründe angeben. Doch thuet nur, was in Eurem Vermögen steht, wir werden schon

sehen, ob Eure Rede auf einem guten Gewissen beruht, oder nur leere Worte giebt."

Hierauf ließ er ihm die päpstliche Urkunde vorlesen, welche die Anklagen gegen den Orden enthielt und das Protokoll seiner und der Großprioren Geständnisse zu Chimon.

Als er letzteres vernahm, stellte er sich ganz erstaunt und rief mit Entrüstung aus:

„Wenn Ihr päpstlichen Commissarien andere Leute wäret, denen man Etwas bieten dürfte, so würde ich etwas Anderes sagen."

Man wandte von Seiten der päpstlichen Commissarien jetzt ein, daß eine Schmähung ihrer noch lange keine Vertheidigung sei, worauf er einige Tage Bedenkzeit verlangte, nach Verlauf welcher er den Orden bestimmt rechtfertigen wolle.

Man führte ihn ab und stellte ihn am 28. November wieder vor das Collegium, dem jetzt noch Wilhelm Nogaret beigegeben war. Zur Vertheidigung aufgefordert, sprach der schwache Mann:

„Weil ich ein ungelehrter und armer Ritter bin, auch aus den päpstlichen Briefen vernommen habe, daß der Papst mich und einige andere Ordensobern zur Untersuchung vorbehalten hat, so will ich in Hinsicht auf die Vertheidigung nichts unternehmen."

„Mit Eurer Vertheidigung muß es nicht zum Besten stehen," sprach Johann von Mantua, „sonst würdet Ihr sie nicht stets von Neuem aufschieben. Doch saget, habet Ihr in der Untersuchung gegen den ganzen Orden etwas einzuwenden?"

„Nein, meine Herren Commissarien," versetzte Molay, „ich kann durchaus nichts einwenden, ich fand im Gegentheil

das ganze Verfahren untadelhaft und bitte die Herrn Commissarien treu und redlich fortzufahren. Zu gleicher Zeit bitte ich sie, zu berücksichtigen, daß kein Orden schönere Kirchen gebaut, reichlichere Almosen gegeben und tapferer wider die Ungläubigen gekämpft hat, als der der Tempelherren."

„Aus diesen drei Punkten," entgegnete ihm Matthäus von Neapel, „erhellt weder die Unschuld des Ordens, noch wird seine Rechtgläubigkeit dargethan." Darauf sprach Molay rasch:

„Ich glaube an den einigen Gott, an die Dreieinigkeit der Personen und die übrigen Lehren der katholischen Kirche, ich glaube, daß ein Gott, ein Glaube, eine Taufe, eine Kirche ist, daß nach der Trennung der Seele vom Leibe sichs zeigen werde, wer gut und wer böse gewesen und dann auch einem jeden von uns die Wahrheit, von der hier die Frage ist, kund werden soll."

Jetzt erhob sich Wilhelm Nogaret, hielt Molay ein Buch vor und sprach:

„Jacob von Molay, dies ist die Chronik Eures Ordens von St. Denis. Es wird in derselben behauptet, daß die Großmeister zu Saladins Zeiten diesem gehuldigt haben, von ihm aber der Irreligiosität und der Sodomie beschuldigt werden. Saget, was wisset Ihr über diesen Punkt?"

Molay schwieg betroffen und nannte die Nachricht schließlich eine Neuigkeit, von der er nichts wisse.

Man holte seinen Koch Peter von Saphet herbei, einen klugen, unterrichteten Mann. Dieser wehrte sich sehr und sprach, er wolle den Orden um Alles in der Welt nicht vertheidigen.

Molay bat sowohl die Commissarien, als auch Nogaret um die Erlaubniß, Messe zu hören und mit seinen Capellänen verkehren zu dürfen, worauf er abtrat.

Er hatte sich beim ganzen Processe nicht wie ein Ritter, vielweniger als Großmeister, sondern wie ein Schuljunge benommen.

Nach Verlauf einiger Zeit legte der Comthur von Payens, Ponsard von Gisi, ein selbstgeschriebenes Bekenntniß vor, worin er alle dem Orden gemachte Beschuldigungen namentlich aufführte und sie alle zugestand.

Später nahm er dasselbe zwar wieder zurück, die Gründe zu letzterer Handlung sind jedoch nicht genügend.

Man fuhr nun wacker mit dem Verhöre fort; viele Brüder gestanden bereitwillig, andere schwiegen, entweder weil sie nichts zu bekennen wußten, wie dies bei einzelnen, freilich wenigen Mitgliedern, den dem inneren Orden nicht angehörenden, wohl der Fall sein konnte, oder weil sie, besser wie es Molay gethan, ihre Würde als Ritter und Templer bis an ihr Ende bewahren wollten.

Man beschloß, um die Wahrheit vollständiger zu ergründen, auch Laien zu verhören und begann am 11. April 1310 damit.

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, Schritt vor Schritt dem Gange der Untersuchung zu folgen, doch sollen die häuptsächlichsten Bekenntnisse und die Ritter, welche sie gemacht, wenigstens zum Theil mitgetheilt werden. Von den fünfhundert und sechs und vierzig gefangenen Templern gestanden über die Hälfte die Verbrechen mehr oder minder ein. Hier folgen die merkwürdigsten Geständnisse.

Es bekannten die Verleugnung Christi und die Verspeiung des heiligen Kreuzes: Gervais von Beauvais, Comthur von Laon, Comthur Johann von St. Benoit, Gerard von Passage, Raimund von Vassiniac, Balduin von St. Just, Wilhelm von Cardaillac, der Cleriker Ägidius von Rotangy, Johann von Thara, Odo von Bures, Albert von Canollis, Boscus

von Masvalier, Johann von Pont-L'Eveque, Johann von Bouffemont, Durand Charner und viele Andere.

Den schmutzigen Kuß bei der Reception gaben zu Raimund von Vassiniac, Adam von Inferne, Matthias von Tilley, Johann Thailafer von Genai, Albert von Canollis, Hugo von Narsac, Robert le Verrier, Stephan von Dijon, Garner von Venesi, Johann Langlois, Jacob von Troyes, Johann Senand, Jacob von Cormeilles, Bertrand von Villars, Huguet von Buris u. s. f.

Die Verehrung des Idols, das Baffometushaupt, gestanden: Johann Thailafer, Johann Turnus, Wilhelm Pidoye, Jacob von Troyes, Radulf von Gisi, Huguet von Buris, Gottfried von Thatar, Gerhard von Noursai, Gerhard von Villars, Wilhelm Audebert, Peter Mauriac, Peter von Vienne, Wilhelm von Arteblai, Hugo von Fravaux u. A.

Die Erlaubniß zur Sodomie bekannten: Gillet von Enryo, Raimund von Vassiniac, Radulf von Tavernay, Gottfried Senand, Peter Madic und Hugo von Narsac. Besonders standen Jacob von Molay und der Comthur Sicard von Roche in dem Rufe dieses Verbrechens.

So gestanden noch viele beim Namen aufzuführende Ritter und Cleriker die Auslassung der Einsetzungsworte beim Abendmahl, überhaupt so ziemlich genau alle den Templern zum Vorwurf gemachten Verbrechen ein.

Die sämmtlichen hier Aufgeführten beharrten auch bei ihren Bekenntnissen.

Wie schon gesagt, bekannten im Ganzen über zweihundertundfünfzig Ritter.

Als man endlich den Gang des Processes abschließen wollte, widerriefen vierundfünfzig Ritter und Cleriker die von

ihnen gemachten Aussagen. Nun verlor Philipp die Geduld; nicht bedenkend, daß die Untersuchung in den päpstlichen Händen sei, beging er den Gewaltstreich und ließ diese vierundfünfzig am 12. Mai 1310 verbrennen, später folgten noch vier und zu Rheims neun. Jetzt berief man die Vertheidiger des Ordens, damit sie ihrer Pflicht Genüge leisteten. Allein Bologna war, als er den Stand der Sache wahrgenommen, entflohen, Bruino aber nicht mehr zurechnungsfähig, Bertrand von Sartiges und Wilhelm von Chambonet entsagten der Vertheidigung freiwillig.

Nun richtete man Einladungen an Templer in alle Länder: wer kommen wolle, um den Orden zu vertheidigen, sollte freies Geleit haben. Es kamen zwar etwelche, machten sich jedoch gleichfalls nichts damit zu schaffen, als sie erfuhren, wie weit die Geständnisse schon gediehen seien, sondern legten blos Protest gegen die Untersuchung ein und nannten die Geständnisse erpreßte.

Am 26. Mai 1311 schloß man die Untersuchung, zweihundertundeinunddreißig Templer hatten genügend bekannt, so daß die Commission die Acten an den Papst und den König einschicken konnte.

Die beiden Licentiaten der Rechte, Chatard von Penavaire und Peter von Aurillac unterstellten die Handlungsweise dem Papste und legten ihm die Acten vor. Dieser sah sie durch und berief ein allgemeines Concil nach Vienne. Am 1. October 1311 fanden sich der Papst selbst nebst hundertundvierzehn Bischöfen und sehr vielen Prälaten in der bezeichneten Stadt ein. Am 13. October eröffnete Clemens die Versammlung, machte sie mit ihrem Zwecke bekannt und trug den Gang der Untersuchung, sowie die Zeugenaussagen vor. Nochmals lud man jeglichen Templer zur Vertheidigung

vor, es erschienen auch einige, konnten aber den Orden nicht einmal entschuldigen.

Im Anfang des Jahres erschien auch Philipp, der durch seine Prälaten und den Papst einen großen Einfluß auf das Concil ausübte.

Am zweiten Mai erfolgte der Spruch. Er lautet: „Da der Orden der Tempelherren durch schändliche Verbrechen, welche wegen ihrer Schändlichkeit mit Stillschweigen zu übergehen sind, ganz verdorben ist, so vertilgen wir dessen Dasein, Kleidung und Namen nicht ohne Wehmuth, aber mit Zustimmung des Concils, heben den Orden auf durch unauflösliche, ewig geltende Sanction, untersagen bei Strafe des Bannes, in diesen Orden zu treten, seine Kleidung anzunehmen, zu tragen, sich überhaupt als Templer zu zeigen.“

Unterdessen waren die in allen Ländern bald mit mehr, bald mit weniger Strenge geführten Untersuchungen vollendet worden, das Urtheil des Concils erstreckte sich also auch auf sie.

Was die inhaftirten Ritter anbelangte, so beschloß die Versammlung, die Geständigen, Bereuenden auf freien Fuß zu setzen und sie von den Gütern des Ordens bis an ihr Ende zu unterhalten, die Ordensobern Molay, Peyraud, Guido und Veit von der Auvergne, Caron, Gonnaville, Villars und Gisi mit lebenslänglicher Haft zu bestrafen, nachdem sie vor dem ganzen Volke ihre Schuld öffentlich eingestanden hätten. Die Güter selbst sollten, so weit sie nicht zu Kosten der Untersuchung verwandt worden seien oder anderweitig beansprucht würden, den Hospitalitern übermacht werden. Doch soll der König und der Papst vor dem Processe schon zweimalhunderttausend Gulden vom beweglichen Eigenthume des Ordens an sich gezogen haben. Philipp ließ sich die in sei-

nem Reiche gelegenen Güter von den Hospitalitern jedoch sehr vergüten.

Von den Rittern waren viele in der vierjährigen Haft gestorben, einige traten, als man sie auf freien Fuß setzte, in den Orden der Hospitaliter ein, die meisten aber irrten heimathlos und öfters dem Elende Preis gegeben umher. Ihre Verpflegung war eine sehr mangelhafte.

So hatte sich der Orden durch seine Laster und Gebrechen das eigene Grab gegraben.

Es bleibt uns nur noch übrig, Molays Ende zu berichten. Als er seinen Urtheilsspruch erfahren, schien er wieder Mann zu werden. Entweder sah er die Erbärmlichkeit der von ihm schon gespielten und noch zu spielenden Rolle ein, oder er fürchtete sich, den Rest seines Lebens in einsamer Haft zuzubringen.

Kurz, als der Cardinal von Alba die Ordensoberen auf eine eigens dazu bei dem Eingange der Kirche von Notredame erbaute Bühne führen und ihr Urtheil verkünden ließ — am 18. März 1314 — gestanden sie bis auf den Großmeister und Veit von der Auvergne ihre Verbrechen öffentlich ein. Diese beiden leugneten die Schuld des Ordens jedoch am gleichen Platze standhaft. Da sie schon vorher aus dem geistlichen Stande ausgestoßen worden waren, so sahen sie Philipp und Nogaret als der weltlichen Gerichtsbarkeit unterthan und verfallen an und verdammten sie ohne Zuziehung der Prälaten zum Scheiterhaufen.

Man errichtete die Holzstöße auf einer kleinen Seineinsel unweit des Ortes, wo früher (d. h. von der jetzigen Zeit an gerechnet) die Statue Heinrichs IV. gestanden, und führte Jacob von Molay und den Großprior Veit am 19. März 1314 darauf.

Das Feuer ward angezündet und langsam angefacht,

so daß ihr Tod ein äußerst schmerzensvoller war. Dennoch ertrugen sie ihn ohne die leiseste Klage, sie behielten die ganze Stärke ihres Gemüthes und beharrten trotz schrecklicher Pein fest auf der Aussage, der Orden sei unschuldig.

Die beiden Templer wollten dem Könige von Frankreich nicht noch den Triumph eines Geständnisses bereiten.

Als der Scheiterhaufen verkohlt, ging ein Greis mit langem, schneeweißem Barte und Haare, mit gebeugtem Haupte und gekrümmtem Rücken, der die letzten Augenblicke Molays mit angesehen, nachsinnend heim.

„Jetzt wird er mit St. André vor Gottes Throne stehen," murmelte er. „Gott sei seiner Seele gnädig. Ich aber werde bald zu meinem lieben Herrn eingehen."

So hatten Nogaret und Imbert ihr Werk vollbracht, sie hatten den Orden gestürzt, von dem man glaubte, er werde eher die Welt aus ihren Fugen heben, als sich antasten lassen.

Der Kanzler verfehlte nicht, nach dem Sturze des Ordens mit seinen Ansprüchen auf die Hinterlassenschaft Gastons von St. André vorzutreten. Sie wurde ihm durch richterliches Urtheil zugesprochen. Er wandte sie zu besseren Zwecken an, als sie im Besitze der Templer jedenfalls hätte dienen müssen.

Ende.